

Deutsche Zeitung

== Wochen-Ausgabe ==

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.
Für Oesterr.-Ungarn, Frankreich u. Italien: M. Dukes-Nachf., Annonzen-Expedition, Wien I., Wollzeile 9.

Redaktion und Expedition:
Rua Libero Badaró Nr. 64—64-A. Calxa do Correio Y

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000 Ausland 20 Mark
Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Nr. 4

São Paulo, 21. Juli 1911

VII. Jahrg.

Brasilien auf der Hygiene-Ausstellung.

Dresden, 15. Juni 1911.

Gestern nachmittag halb 6 Uhr fand die feierliche Eröffnung des Brasilianischen Pavillons statt, der zwar abseits der Nationen-Allee steht, aber sowohl äußerlich wie auch im Innern eines der sehenswer testen Gebäude der Ausstellung genannt zu werden verdient. Man gelangt sowohl zwischen dem Russi schen und Japanischen Pavillon als auch zwischen dem Japanischen und dem Schweizer Haus hindurch zu seinem Portal. Seine Lage dicht an der Grenze des Ausstellungsgeländes nahe den Alleen, Reit- und Fahnbahnen des Großen Gartens ist nur noch mit der bevorzugten des Französischen Pavillons ver gleichbar. In der Hauptsache zeigen die Ausstel lungsobjekte die Bekämpfung des in Brasilien auf tretenden gelben Fiebers, verbreitet hauptsächlich durch große Insekten, Moskitos und eine Art Bremsen, die den Ansteckungsstoff von Leichen auf Le bende übertragen. An Präparaten erkennt man die verheerenden Wirkungen des Fieberbazillus an den menschlichen Organen. Sehr interessant ist der Einbau eines durch Gazefenster und Gazedoppeltüren gegen Insekten geschützten Krankenhäuschens, durch dessen Fenster und Türe man einen Fieber kranken auf dem Lager erblickt. Eine Sammlung ausgezeichneter Schlangenpräparate, vom kleinsten bis zum fast armstarken Reptil, mit der Angabe der Gefährlichkeit der Bisse fand viel Beachtung und wird gewiß große Anziehungskraft auf die Besi cher ausüben. Der Pavillon macht in seiner über sichtlichen, sauberen Anordnung den denkbar bes ten Eindruck. Brasilien hat hier gezeigt, daß es in Bezug auf die hygienischen Vorkehrungen mit an der Spitze der Kulturnationen marschiert. Mit an geborener Ritterlichkeit erwiesen sich die Herren der brasilianischen Kommission den Gästen als sach kundige Zizeronen; durch ihre brasilianischen Diener ließen sie den Damen wie Herren prachtvolle, lang stielige Nelken und Rosen überreichen. Mit dem Ausdruck des besten Dankes schied man von der Stätte Brasiliens, über die eine lachende Junisonne den ganzen Reiz ausgegossen hatte, der dem Gros sen Garten nach einem erquickenden Regen zu

eigen ist. — Vor der Eröffnung des Pavillons hatte die brasilianische Kommission zu einem Imbiß nach dem Festsaal des Ausstellungspalastes eingeladen. Hier hatten sich etwa zweihundert Gäste, Damen wie Herren, eingefunden, darunter die Staatsmini ster Graf Vitzthum v. Eckstädt, v. Seydewitz, Gene raloberst Freiherr v. Hausen, v. Otto und Dr. Beck, ferner Ministerialdirektor Geh. Rat Rumpelt, Geh. Kommerzienrat Lingner, Präsident Renk, Stadtrat Dehne, Major Bock v. Wälfingen, Oberstabsarzt Xy lander, Polizeipräsident Koettig, Professor Erlwein und Polizeileutnant Eichler. Den Saal schmückten breite Fahnen in den Landesfarben Brasiliens, grün gelb-blau. Die Honneurs erwies der brasilianische Gesandte am Berliner Hofe Itibère da Cunha; er wandte sich mit folgender Ansprache in französi scher Rede an die Versammelten:

Als Vertreter der Vereinigten Staaten von Brasi lien im großen Deutschen Reiche liegt mir heute die ehrenvolle Pflicht ob, den Vorsitz zu führen bei der Eröffnungsfeier des Pavillons meines Landes in der großartigen, der Humanität gewidmeten Hy giene-Ausstellung der schönen und sympathischen Stadt Dresden, deren Kunstschatze seit früher Ju gend zu bewundern ich das Glück hatte. Als Dol metscher der Gefühle meiner Regierung und jener der brasilianischen Kommission fühle ich mich glücklich, der Regierung Sr. Majestät des Königs und der Leitung der Ausstellung unseren vollen und aufrichtigen Dank auszusprechen für die ehrenhafte Aufforderung, uns an diesem edlen Wettstreit der Wissenschaft der Hygiene zu beteiligen, deren große soziale Bedeutung und Nutzen für die Menschheit nicht nur von den Gelehrten, sondern auch von al len denen im Volke anerkannt werden, die das Fort schreiten und die Existenzbedingungen der zivili sierten Nationen mit Interesse verfolgen. Es gibt heute kaum jemand, der nicht weiß, welch große Fortschritte Brasilien im letzten Dezennium auf dem weiten Gebiete der Hygiene gemacht hat, indem es Riesenarbeiten ausführte, um sowohl seine Hafen plätze an der See und an den Flüssen, wie die Städte im Innern zu verschönern und gesund zu machen. Die schönen Resultate dieser großartigen Arbeiten haben nicht lange auf sich warten lassen, und die Fremden, die heute Brasilien besuchen, können nicht umhin, sie mit solcher Beredsamkeit zu preisen, daß

unsere brasilianische Abteilung in Ihrem eigenen Vaterlande, wo die Hygiene einen so hohen Grad der Vollendung erreicht hat, auf dem Internationalen, mit einer Ausstellung verbundenen Hygiene-Kongreß vor vier Jahren zu Berlin die höchste Auszeichnung erhalten hat. Indem Brasilien der ehrenvollen Einladung der sächsischen Regierung entsprach, hielt man es diesmal für nützlicher, seine Ausstellung auf den Beitrag von ganz neuen, eigenen wissenschaftlichen Entdeckungen zu beschränken, die sicherlich ein reelles Interesse für Gelehrte und Wissendurstige bieten werden. Diese werden darin die Fortschritte der Biologie in einem Land erkennen können, in dem diese junge Wissenschaft noch größere Bedeutung erlangt wegen der Ueppigkeit der Natur und der Intensität des animalen und vegetabilischen Lebens, die an den Menschen noch größere Anforderungen zur Bekämpfung unsichtbarer oder kleinster Feinde stellen. Sie zu erfüllen, bestreben sich ernstlich und mit Erfolg die Institute von Manguinhos in Rio de Janeiro, von Butantan in S. Paulo und noch andere, und man kann von ihren Forschungen nicht sprechen, ohne mit Dank den Namen Oswaldo Cruz, des Präsidenten der brasilianischen Kommission an der Ausstellung, zu nennen, der leider nicht hier anwesend sein kann. Ich bin Zeuge davon gewesen, wie er sich als junger Mann, fast noch Student, mit Eifer der Wissenschaft der Biologie und zum Teil gefährlichen Forschungen widmete, deren Früchte einen so großen und günstigen Einfluß auf das Gesundheitswesen in seinem Vaterland gehabt haben. Herr Minister, zum Schluß bitte ich Ew. Exzellenz, der Dolmetscher der aufrichtigen guten Wünsche zu sein, die wir für das Glück der königlichen Familie, des hochentwickelten Königreiches und des edlen sächsischen Volkes hegen.

Den Dank für die freundlichen Worte stattete Minister des Innern Graf Vitzthum v. Eckstädt, ebenfalls in französischer Rede, ab. Es freue ihn, im Auftrage Seiner Majestät des Königs der Eröffnung des Pavillons der brasilianischen Regierung beiwohnen zu können. Der König habe ihn beauftragt, seine Grüße an den Präsidenten, den er in Dresden kennen gelernt, auszusprechen. Schließlich gedachte der Minister der Teilnahme Brasiliens an der Hygiene-Ausstellung und ließ die Vertreter des Landes in Sachsen willkommen. Als letzter Redner wandte sich Geh. Kommerzienrat Lingner an die Vertreter Brasiliens, neben denen man die Mitglieder der Dresdner brasilianischen Kolonie erblickte:

Ew. Exzellenz, hochgeehrte Damen und Herren! Die Beteiligung Brasiliens an unserer Ausstellung hat für uns eine ganz besondere Bedeutung. Wie Sie wissen, haben sich an unserer Ausstellung alle Großstaaten der Welt beteiligt, und es war für uns besonders betäubend und schmerzlich, daß unsere Werbungen, die wir nach Amerika richteten, an unserer Lehrdemonstration teilzunehmen, ohne Erfolg blieben. Wie intensiv unser Wunsch war, Amerika hier vertreten zu sehen, mögen Sie daraus entnehmen, daß ein Komiteemitglied unserer Ausstellung persönlich hinüberfuhr, unsere Einladung, nach Dresden zu kommen, nochmals persönlich zu überreichen, und dabei die Bestrebungen und die Bedeutung der Ausstellung den maßgebenden Persönlichkeiten eingehend zu erklären. Die Enttäuschung über den Mißerfolg unserer Bemühungen war nicht gering, und ich darf aussprechen, daß diese Enttäuschung nicht nur in Dresden und in Sachsen be-

stand, sondern daß die Absage Amerikas überall in Deutschland Verwunderung erregte. Darans können Sie ermessen, wie groß unsere Freude war, als die Regierung der Vereinigten Staaten von Brasilien sich bereit erklärte, unsere Ausstellung zu beschicken und für diesen Zweck eine bedeutende Summe bewilligte. Und wir dürfen uns besonders deshalb darüber freuen, weil dadurch endlich einmal die in Europa vielfach verbreitete Ansicht widerlegt wird, daß der Amerikaner im Grunde genommen nichts weiter als ein kalter, nüchterner Geschäftsmann sei, der für ideale Bestrebungen überhaupt nichts übrig habe. Hier ist einmal der Beweis geliefert, daß diese Meinung eben irrig ist, daß, wenn es sich um eine Angelegenheit zum Wohle der ganzen Menschheit handelt, auch der Amerikaner auf dem Platze ist. Dadurch gewinnt, wie gesagt, die Beteiligung der großen südamerikanischen Republik für unsere Ausstellung eine ganz besondere Bedeutung, und wir sind der brasilianischen Regierung für ihre Unterstützung und Förderung unserer Bestrebungen zu aufrichtigstem und tiefstem Dank verpflichtet, den ich hiermit namens der Ausstellungsleitung ausspreche. Besonderen Dank müssen wir aber noch denjenigen Herren entgegenbringen, die die Beteiligung Brasiliens vermittelt und die Ausstellung selbst organisiert haben. Es sind dies der Herr Regierungskommissar Dr. Cruz und seine Herren Mitarbeiter. Wir danken Ihnen allen für Ihre mühevollen und tatkräftigen Mitarbeit an unserem Kulturwerk. Wir übernehmen nun Ihren schönen Pavillon in unsere Obhut und wünschen, daß durch Ihre Sonderausstellung die Bestrebungen, die wir hier bei unserer Ausstellung im Auge haben, auch in Ihrem brasilianischen Vaterlande die Früchte zeitigen mögen, die wir hier alle erhoffen.

Als Ehrung für das Königreich Sachsen und an Stelle eines Toastes auf den König ließ die brasilianische Kommission, als der Sekt gereicht wurde, von der Kapelle die Königshymne spielen, die die Versammlung stehend anhörte.

D. N.

Handelsbericht aus Rio de Janeiro

vom 16. bis 30. Juni 1911.

Der Wechselkurs war die ganze Zeit hindurch unverändert. Banco do Brasil notierte 16 ein Achtel, die ausländischen Banken 16 ein Sechzehntel. Das Geschäft war wenig belebt. Wechsel wurden zu 16 ein Sechzehntel und 16 ein Achtel gehandelt, andere Papiere zu 16 fünf Zweimddreißigstel und 16 drei Sechzehntel. Der offizielle Wert des Milreis war 597 bis 599 Reis Gold, der des Pfund Sterlings 14\$884 bis 14\$912. Die äußersten Notierungen der Banken waren: London 16 ein Sechzehntel bis 16 ein Achtel, Hamburg 730 bis 735 Reis, Paris 591 bis 594 Reis, Italien 595 bis 599 Reis.

Der Kaffeenmarkt war ziemlich lebhaft. Es wurden bedeutend bessere Preise erzielt als in der ersten Hälfte des Monats. Da auch von den ausländischen Märkten und von Santos günstige Nachrichten einliefen, waren die Preise sehr fest und zogen merklich an. Verkauft wurden rund 64.000 Sack, im ganzen Monat 112.000 Sack. Es trafen 67.904 Sack ein, im ganzen Monat 119.257 Sack. Verladen wurden 89.216 Sack, im ganzen Monat 142.300 Sack. Die äußersten Notierungen waren für Marke

7 10\$700 bis 11\$300. Im Auslande notierte man:

Newyork 10,64—10,85 cents pro Pfd.
Hamburg 5,75—56,75 Mk. » 50 kg.
Havre 67,25—68,75 Fr. » 50 »
London 50—51 sh. 6 d. p.cent.

Verkauft wurden vom 16. bis 30. Juni in Newyork 472.000 Sack, in Hamburg 310.000 Sack, in Havre 390.000 Sack, in London 99.000 Sack; zusammen 1.271.000 Sack.

Im ganzen Monat Juni wurden verkauft in Newyork 748.000 Sack, in Hamburg 537.000 Sack, in Havre 630.000 Sack, in London 165.500 Sack; zusammen 2.080.500 Sack.

Der Import war in der letzten Hälfte Juni stärker als gewöhnlich, besonders der von Reis, Kartoffeln, Carne Secca, Zement und Petroleum.

Bohnen wurden 290 Sack importiert; die Zufuhr aus den Staaten belief sich auf 34.169 Sack. Ausländische Bohnen kosteten 23 bis 25\$000 pro Sack, Feijão Manteiga 12\$500 bis 13\$500, weiße Bohnen 10 bis 11\$000 pro Sack. Bohnen von Porto Alegre waren nicht zu haben.

Der Import von Reis betrug 10.530 Sack, die Zufuhr vom Inlande 5145 Sack. Die Preise für Nationalreis sind gestiegen. Man bezahlte 27\$500 bis 30\$000 für 1. Qualität, 22 bis 24\$000 für 2. Qualität. Englischer Reis wurde zu 23\$500 bis 24\$000 notiert. Arroz agulha 1. Qualität zu 34 bis 35\$000, 2. Qualität zu 30 bis 32\$000 pro Sack.

Der Import von Kartoffeln war recht bedeutend, und betrug 22.100 Kisten, alle von Lissabon. Hiesige Kartoffeln wurden 4838 Volumen geliefert. Inländische Kartoffeln kosteten 160 bis 200 Reis pro Kilo. Französische Kartoffeln waren nicht zu haben, portugiesische kosteten 17 bis 18\$000 pro Kiste.

Die Zufuhr von Mais betrug 26.283 Sack. Die Preise sind gestiegen. Man notierte für prima Mais 7 bis 7\$200, für geringere Sorten 6\$500 bis 7\$000.

Der Import von Weizenmehl war 4350 Sack. Weizen trafen 124.502 Sack ein. Die Preise der hiesigen Mühlen haben eine geringe Veränderung erfahren. Moinho Inglez notierte 20\$500 bis 23\$000, Moinho Fluminense 21 bis 23\$000, S. Cruz 20 bis 22\$000.

Der Zuckermarkt war wieder ziemlich flau. Der Preis für weißen Kristallzucker ist etwas gesunken, jedoch blieben die Preise der anderen Sorten fest. Es trafen 22.229 Sack ein, verladen wurden 65.078 Sack, der Stock betrug Ende des Monats 237.429 Sack. Weißer Kristallzucker notierte 220 bis 250 Reis pro Kilo, gelber 190 bis 200 Reis, Mascavo und Mascavinho 150 bis 200 Reis pro Kilo.

Die Zufuhr von Branntwein betrug nur 209 Pipas. Die Preise sind wieder gefallen und der Markt war sehr still und unentschieden, da man noch nicht weiß, wie die Ernte in Campos ausfallen wird. Für Branntwein von Paraty wurden 130 bis 135\$000 bezahlt, von Campos 110 bis 115\$000, von Bahia, Pernambuco und Rio Grande do Sul 110 bis 115\$000 pro Pipa.

Die Zufuhr von Spiritus belief sich auf 480 Volumen. Der Markt war still, jedoch blieben die Preise unverändert. Man notierte für 40 gradigen Spiritus 230 bis 240\$000, für 38 gradigen 210 bis 220\$000, für 36 gradigen 200 bis 205\$000 pro 480 Liter ohne Faß.

Schmalz wurde nicht importiert. Die Zufuhr aus den Staaten betrug 8432 Volumen. Die Preise blieben fast unverändert. Minas-Schmalz kostete 1 bis

„Fama“

-Asbestfussboden, gegen Kälte und Hitze indifferent, ohne Fugen, garantiert feuersicher und wasserundurchlässig, sehr widerstandsfähig, von deutschen Behörden und Architekten in bedeutenden Quantitäten seit vielen Jahren verwandt.

Im Zeugnisse! Das Fabrikationsverfahren wird für Brasilien abgegeben; auch fertiggemischtes Material geliefert.

Hannoversche Steinhofabrik

„Fama“ C. m. b. H., Hannover.

1\$060, von Porto Alegre 1\$100 bis 1\$200, von Itajahy 1\$180 bis 1\$220. Der Import von Butter war unbedeutend, 30 Kisten, während aus den Staaten 9339 Volumen eintrafen. Die bekannten französischen Marken kosteten 2\$270 bis 2\$460 pro Kilo, Minas-Butter 2\$800 bis 3\$200, Butter vom Süden 1\$800 bis 2\$100.

Carne Secca wurden vom La Plata 4146 Ballen importiert. Vom Süden trafen 2295 Ballen ein. Die Preise haben etwas angezogen. Man notierte für die ausländische Ware 660 bis 940 Reis, für inländische 660 bis 760 Reis pro Kilo.

Der Import von Alfafa betrug 4326 Ballen, vom Süden trafen nur 550 Ballen ein. Die Preise waren 220 bis 240 Reis für inländisches, 200 bis 220 Reis für ausländisches Preßheu pro Kilo.

Der Import von Zement betrug 44.885 Tonnen, wovon 5001 Tonnen von Deutschland. Die Preise blieben unverändert, 10 bis 13\$500 pro Tonne, je nach Qualität.

Der Baumwollmarkt war wieder still, die Preise sind etwas gefallen. Der Stock an den Plätzen des Nordens ist infolge bedeutenden Exports stark verringert worden. Da anzunehmen ist, daß die Baumwolle bis zum Beginn der Ernte sehr knapp werden wird, ist eine baldige Preissteigerung zu erwarten. Die Zufuhr betrug 5685 Ballen, verladen wurden 6419 Ballen, der Stock betrug Ende Juni 21.992 Ballen. Die Preise waren: Pernambuco 11\$300 bis 12\$000, Rio Grande do Norte 10\$800 bis 11\$500, Ceara 11\$200 bis 11\$600, Parahyba 11\$ bis 11\$300.

Der Import von Petroleum betrug 34.500 Kisten. Der Preis ist etwas zurückgegangen und betrug 6\$800 bis 7\$200 pro Kiste.

Die Zufuhr von Tabak betrug 10.662 Volumen. Die Preise waren 700 Reis 2\$100 pro Kilo.

Die Schifffahrtsbewegung war folgende. Es fuhren vom 16. bis 30. Juni in Rio de Janeiro ein:

Brasilianer 39 Dampfer mit 27.201 Tonnen, Deutsche 14 D. mit 42.997 T., Engländer 22 D. mit 63.993 T., Franzosen 7 D. mit 22.730 T., Italiener 7 D. mit 22.327 T., Oesterreicher 2 D. mit 6769 T., Holländer 3 D. mit 11.244 T., verschiedene Nationen 3 D. mit 5322 T.; zusammen 97 Dampfer mit 202.583 Tonnen.

Es fuhren aus:

Brasilianer 38 Dampfer mit 23.191 Tonnen, Deutsche 10 D. mit 32.451 T., Engländer 25 D. mit 71.964 T., Franzosen 6 D. mit 19.586 T., Italiener 3 D. mit 11.265 T., Holländer 3 D. mit 12.817 T., Oesterreicher 2 D. mit 6769 T., verschiedene Nationen 1 D. mit 1250 T.; zusammen 88 Dampfer mit 179.293 Tonnen.

Im ganzen Monat führen ein:

Brasilianer 77 Dampfer mit 52.227 Tonnen. Deutsche 24 D. mit 76.522 T., Engländer 52 D. mit 158.044 T., Franzosen 14 D. mit 46.058 T., Italiener 13 D. mit 38.835 T., Holländer 5 D. mit 20.455 T., Oesterreicher 3 D. mit 10.327 T., verschiedene Nationen 7 D. mit 10.579 T.; zusammen 195 Dampfer mit 413.047 Tonnen.

Es führen aus:

Brasilianer 77 Dampfer mit 48.781 Tonnen. Deutsche 20 D. mit 67.389 T., Engländer 54 D. mit 159.518 T., Franzosen 13 D. mit 42.914 T., Italiener 8 D. mit 23.209 T., Holländer 5 D. mit 22.371 T., Oesterreicher 3 D. mit 10.327 T., verschiedene Nationen 5 D. mit 7.469 T.; zusammen 185 Dampfer mit 381.981 Tonnen.

Politisches.

Die Zivilisten in Bahia sind offenbar bestrebt, dem Marschall Hermes die Reise nach Bahia noch in letzter Stunde zu vereiteln. Sie haben nicht bewilligt, wenigstens nicht direkt, indem sie eine bestimmte Summe für die Grundsteinlegung des Denkmals für den Conde de Arcos bewilligten, an welcher der Bundespräsident teilnehmen wird. Es soll dies wohl eine Antwort auf die Absage des Marschall Hermes sein, welcher es abgelehnt hat, die von dem Gouvernador angebotene Gastfreundschaft anzunehmen. Die Bahianer haben eigentlich nicht so ganz unrecht, wenn sie sich durch den Korb, den ihnen der Bundespräsident gegeben hat, einigermaßen gekränkt fühlen, ob es aber angezeigt war, ihren Mißmut so offen zu zeigen, ist doch zu bezweifeln. Der Gouvernador hatte sich bestrebt, sich zu der Bundesregierung auf einen möglichst freundschaftlichen Fuß zu stellen; er hatte es sogar fertig gebracht, ein freundschaftliches Verhältnis zu dem Verkehrsminister Seabra anzubahnen, welcher mit den leitenden Männern von Bahia seit Jahren auf sehr gespanntem Fuße steht. Man hätte es sich deshalb in Bahia aneignen lassen sollen, die junge Freundschaft, welche für den Staat doch entschieden von großem Nutzen sein könnte, nach Möglichkeit zu kultivieren, selbst auf die Gefahr hin, die Kandidatur des Verkehrsministers dadurch zu stärken.

An dieser Kandidatur scheint aber die Freundschaft gerade scheitern zu sollen; denn die Regierungspartei ist entschlossen, dieselbe energisch zu bekämpfen. Es herrschen in Bahia ganz eigentümliche politische Verhältnisse. Neben der Regierungspartei gibt es zwei Fraktionen von Hermisten, welche ebenso feindlich zu einander stehen, wie eine jede von ihnen zu der Regierung. Erst kürzlich hat der Senator Severino Vieira sein Herz in verschiedenen Reden ausgeschüttet u. man konnte aus seinen Äußerungen ersehen, daß eine Einigung zwischen Severino Vieira u. Seabra ganz ausgeschlossen ist. Vergebens suchte Quintino Bocayuva in salbungsvoller Rede den aufgebracht Severino zu besänftigen, welcher sich infolge des Einflusses seines Gegners stark zurückgesetzt fühlt. Er wies alle Hinweise auf die Verdienste des Verkehrsministers schroff zurück, indem er versicherte, daß er denselben zu genau kenne, als daß er seine Meinung über ihn so ohne weiteres ändern könne. Da nun Severino und seine Partei, welche allerdings nicht sehr stark zu sein

scheint, für Seabra absolut nicht zu haben ist, haben die Zivilisten anscheinend wieder neuen Mut gefaßt und arbeiten jetzt mit Hochdruck gegen die Kandidatur Seabras. In den letzten Tagen haben im Regierungspalast in Bahia längere Beratungen über die Kandidatenfrage stattgefunden, zu welchen die hervorragendsten Politiker zugezogen wurden. Das Resultat dieser Beratungen war eine Versammlung der Staatssenatoren im Regierungspalast, wo man ihnen ein Projekt vorlegte, durch dessen Annahme die Unwählbarkeit Seabras offiziell bekannt gegeben werden soll. Wie verlautet, soll Ruy Barbosa, auch ein geschworener Feind Seabras, die Punkte zusammengestellt haben, welche die Unwählbarkeit Seabras beweisen. Das Hauptargument der Gegner dürfte wohl das sein, daß er nicht die für die Kandidaten vorgeschriebene Zeit im Staate gewohnt hat. Tatsächlich ist Seabra in den letzten Jahren, etwa so lange die Republik besteht, niemals längere Zeit in Bahia gewesen. Höchstens auf ein paar Tage geht er von Zeit zu Zeit dorthin, wenn er mit seinen Freunden irgend eine wichtige politische Frage zu besprechen hat. Seine Anhänger dagegen behaupten, er habe seinen offiziellen Wohnsitz immer in Bahia gehabt, wo auch seine Familie wohne. Er sei nur abwesend, wenn er im Dienste der Bundesregierung stehe, oder den Staat im Bundeskongreß verträte. Diese Zeit könne aber nicht als Abwesenheit gerechnet werden, da er doch unmöglich seine Bürgerrechte dadurch verlieren könne, daß er dem Vaterlande seine Kraft und Intelligenz zur Verfügung stelle.

Das Verhalten des Gouverneurs, der sich in der letzten Zeit, wie schon bemerkt, zu Seabra freundlich gestellt hatte, hat allgemeines Aufsehen in Bahia erregt und mehrere der Senatoren, welche aufgefordert wurden, das Projekt zu unterzeichnen, gaben ihrem Befremden offen Ausdruck. Einige erklärten, daß sie auf Seite Seabras stehen und daß das Vorgehen der Regierungspartei ebenso gelässig wie unreflektiert sei, besonders nachdem der Gouverneur den Anschein erweckt habe, daß er sich mit Seabra ausgesöhnt habe. Die Diskussion verlief sehr erregt und obwohl man nicht genau weiß, welches Resultat die Beratung hatte, ist doch anzunehmen, daß das Projekt im Senat durchgehen wird. Seabra verfügt im Staatssenat über acht Stimmen und da mehrere Senatoren abwesend oder krank sind, wird es der Regierung wohl kaum gelingen, ein beschlußfähiges Haus für ihr Projekt zu erlangen.

Man kann sich denken, in welche verzwickte Lage Seabra geraten würde, wenn das Projekt angenommen würde. Seine Wahl, um die er sich nun schon seit Monaten bemüht, wäre dadurch ganz unmöglich, da ja die Staatsregierung, wenn er trotzdem die Majorität erlangte, seine Wahl einfach annullieren würde. Und wie soll sich Seabra jetzt, wenn er mit dem Bundespräsidenten nach Bahia kommt, zu seinen Gegnern stellen, welche doch nun einmal die höchste Autorität im Staate bilden und als solche nicht nur vom Präsidenten, sondern auch von seinem Gefolge angesprochen werden müssen.

Das besagte Projekt ist eine Art von Kriegserklärung und ist außer ihrem Hauptzweck noch darauf berechnet, den Besuch des Marschalls Hermes, oder doch wenigstens den des Verkehrsministers zu hintertreiben.

Auch andere Intriguen sind im Schwange, um

die vielbesprochene Reise nach Bahia in möglichst ungünstigem Lichte erscheinen zu lassen. Hier in Rio hat man ausgestreut, daß die Kosten der Bewirtung und der Festlichkeiten in Bahia von der Bundesregierung bestritten würden. Die Regierung hat daraufhin offiziell bekannt machen lassen, daß sie zu den Auslagen in keiner Weise beitragen werde, daß dieselben ausschließlich von den Handelshäusern in Bahia bestritten werden, von welchen die Einladung ausgegangen ist. Die Beziehungen zwischen Rio und Bahia sind, wie man aus alledem ersehen kann, nicht sehr erfreulicher Natur und man darf deshalb gespannt sein, wie sich die Geschichte weiter entwickeln wird.

Zum Besitzrecht der Klöster.

Der Verkauf des Ajuda-Klosters in Rio an eine englische Gesellschaft läßt die Frage, ob die Klöster das Recht haben, ihren Bodenbesitz zu verkaufen oder nicht, wieder aktuell erscheinen. Schon vor fast einem Jahre wurde über diese Frage in der Presse diskutiert und jetzt dürfte sie wieder auf die Tagesordnung kommen.

Ueber dieses Recht selbst zu streiten überlassen wir den Rechtsgelehrten. Uns interessiert dieses Recht an und für sich nicht, aber wohl die Frage, was aus dem Streitfall erwachsen kann, wenn die Sache nicht rechtzeitig und mit der nötigen Umsicht geregelt wird.

Das Besitzrecht der Klöster, das ja das Verkaufsrecht in sich schliesse, ist nicht so über alle Zweifel erhaben: es ist etwas unbestimmt; verschiedene Zweifel sind es betreffend berechtigt, und wenn die Sache nicht bald ins Reine gebracht wird, dann können daraus unangenehme Folgen entstehen.

Zur Zeit des Kaiserreiches hatten die religiösen Orden kein Recht, Bodenbesitz zu erwerben oder zu veräußern. Ein Gesetz, dessen Urheber, wenn wir uns nicht irren, der Senator Antonio Feijo war, bestimmte, daß die Klöster zu einer solchen Transaktion die Erlaubnis der Regierung einholen müßten. Die kaiserliche Regierung fiskalisierte also den Besitz der religiösen Orden, die sozusagen unter der Vormundschaft des Staates standen. Ein anderes Gesetz, das zu der gleichen Zeit entstanden war, bestimmte, daß die religiösen Orden keine Novizen mehr ohne jedesmalige Genehmigung der Regierung aufnehmen dürften, und es hatte eine Bemerkung, daß die Güter eines Klosters nach dem Tode des letzten Mönches dem Staate verfallen sollten. Die kaiserliche Regierung war also keineswegs ordensfreundlich, denn sie setzte die Orden auf den Aussterbeetat und stellte eine sichere Expropriation in Aussicht.

Die provisorische Regierung der Republik trennte durch Dekret vom 7. Januar 1890 den Staat von der Kirche und damit war sowohl das Gesetz, das die Aufnahme von Novizen verbot, wie die Fiskalisation des klösterlichen Besitzes durch den Staat aufgehoben. Ist den Klöstern nun aber das Recht zugestanden, ihre Ländereien, die bekanntlich nicht klein sind, zu verkaufen? Das ist die Frage. Die direkt Interessierten, die Mönche, sagen, daß das Trennungsgesetz ein solches Zugeständnis enthalte, andere Leute sagen aber das Gegenteil und mei-

nen, daß das Verkaufsverbot noch immer zu Recht bestehe. Diese Frage zu entscheiden, fällt uns, wie gesagt, nicht ein. Die zu beantworten, ist die Pflicht anderer Leute.

Die Bundesverfassung vom 24. Februar 1889 garantiert allen Individuen und Genossenschaften volle Kulturfreiheit, indem sie ihnen im Paragraph 3 des Artikels 72 gestattet, „sich zu diesem Zwecke (des Kultus) frei zu versammeln und Besitz unter Beobachtung der Dispositionen des allgemeinen öffentlichen Rechtes zu erwerben“. Ueber die Veräußerung dieses Besitzes durch religiöse Orden und Genossenschaften sagt der Paragraph leider nichts. Die Verteidiger des Verkaufsrechtes sagen nun, daß der Zusatz „unter Beobachtung der Dispositionen des allgemeinen Rechtes“ ein solches Recht zugestehe, die anderen bestreiten das aber, und es ist bekannt, daß in der Bundeskonstituante ein weiterer Zusatz zu dem betreffenden Paragraphen eingebracht war, aber nicht angenommen wurde. Dieser abgelehnte Zusatz gab den Orden und Genossenschaften das Recht, „Besitz zu erwerben, zu verwalten und zu veräußern, ohne jede Einschränkung“. Dieser Zusatz würde die Sache außer jedem Zweifel gestellt haben, denn er ist viel klarer als der, der in die Verfassung aufgenommen wurde, aber er ist nun einmal abgelehnt und bei seiner Ablehnung muß die konstituierende Versammlung doch etwas gedacht haben. Der verstorbene Rechtsgelehrte João Barbalho erklärt die betreffende Stelle der Verfassung, daß sie das Gesetz der kaiserlichen Regierung als noch zu Recht bestehend gelten lasse, und viele andere nicht minder bedeutende Männer sind mit ihm darin eines Sinnes, aber damit ist die Sache noch lange nicht erledigt. Ein Besitz, der nicht verkauft werden darf, ist eigentlich kein Besitz im vollen Sinne des Wortes, sondern nur ein zur Nutznießung überlassenes Gut, und über kurz oder lang, hier oder dort, muß die Frage auftauchen, wie eigentlich hat sich der Staat zu dieser Besitzfrage zu stellen, was soll er gestatten und was soll er verbieten, und vor allen Dingen: wie soll er den Verkauf verbieten? Barbalho meint — und auch hierin hat er die Zustimmung vieler Rechtsgelehrter und Parlamentarier —, daß die Besitztitel der religiösen Orden und Genossenschaften als Titel interner Bundesschuld zu betrachten seien. Also bestünde nach dieser Erklärung für die Bundesregierung die Pflicht, diese Titel einzulösen, d. h. den Orden die ihnen vom portugiesischen König oder Privaten geschenkten liegenden Güter allmählich abzukaufen. Das ist allerdings eine Erklärung, aber sie ist nicht offiziell, nicht gesetzlich abgegeben und die religiösen Orden denken gar nicht daran, sie für richtig zu halten, wie auch der Staat nicht daran denkt, seine angeblichen Schuldtitel einzulösen oder die hypothekische Schuld auch nur zu amortisieren.

Währenddessen verkaufen die Orden ein Stück nach dem anderen oder sie nehmen Hypotheken auf; Hypothek ist aber nach dem allgemeinen Recht gleichbedeutend mit „venda eventual“ („möglicher Verkauf“), denn es ist die Möglichkeit vorhanden, daß der Hypotheknehmer seinen Verpflichtungen nicht nachkommt und der Inhaber des Dokuments auf den Besitz seine Hand legt.

In einem Artikel, der voriges Jahr in der „Gazeta de Noticias“ erschien und der sich sehr ausführlich mit der Frage befaßte, wurde die Möglich-

keit, daß der Klosterbesitz in ausländische Hände übergehen könne, als die größte Gefahr hingestellt. Dieser Standpunkt ist ohne Zweifel total verkehrt, denn nicht nur das Verkaufsrecht der Klöster involviert eine solche Möglichkeit, sondern die Verfassung selbst, die jedem, sowohl dem In- wie Ausländer, den Landerwerb gestattet, und wir möchten wissen, warum denn gerade die Veräußerung des klösterlichen Besitzes an Fremde eine Gefahr in sich schließen muß, wenn bei anderen Landverkäufen diese Gefahr nicht erwähnt wird.

Die Gefahr liegt anderswo. Ein unklarer Zustand kann nicht ewig dauern, und es ist nicht gleichgültig, unter welchen Umständen die Besitzfrage geregelt wird. Man darf sich nicht verhehlen, daß sich hier in Brasilien die konfessionellen Gegensätze zuspitzen. Der Antiklerikalismus gewinnt hier immer mehr an Boden, während auf der anderen Seite wieder der religiöse Indifferentismus allmählich einem konfessionellen Eifer Platz zu machen beginnt. Es ist möglich, daß der Antiklerikalismus auf die Gesetzgebung und die Regierung einen entscheidenden Einfluß gewinnt, aber es ist ebenso möglich, daß das Gegenteil eintritt und der Konfessionalismus Oberwasser behält. Wird nun erst nach einer solchen Scheidung der Geister die Regelung der Besitzfrage vorgenommen, dann kann sie ausfallen, wie sie will, sie wird immer Anlaß zur Erhitzung der Gemüter geben. Regelt eine antiklerikale Regierung diese Frage nach ihrem Dafürhalten, dann wird es die Gegenpartei nicht an Protesten fehlen lassen; regelt aber eine klerikale Regierung, dann wird keiner den Antiklerikalen verbieten können, von bösem Willen zu sprechen. Also ist es auf alle Fälle besser, daß die Regelung jetzt geschieht, wo die Regierung sowohl wie die Legislative weder klerikal noch antiklerikal, sondern einfachlin volkstümlich ist. Jetzt kann man sich verständigen. Es darf aber keine der beteiligten Seiten, weder der Staat noch die Orden, es an gutem Willen fehlen lassen: keiner darf sich aufregen, sondern jeder muß von dem Standpunkt ausgehen, daß eine Regelung unbedingt geschehen muß, weil die herrschende Unklarheit ein unhaltbarer Zustand ist. Es würde freilich auch jetzt nicht ohne alle Aufregung abgehen, aber die Kontroverse wäre heute auf keinen Fall so schlimm wie nach einigen Jahren, nachdem die Kluft zwischen den beiden Antipoden, Klerikalen und Antiklerikalen, sich bedeutend erweitert haben dürfte, ausfallen müßte.

Vergegenwärtigen wir uns, was aus dieser Unklarheit erwachsen kann, wenn später die jetzt zwischen den Orden und ausländischen Gesellschaften abgeschlossenen Landgeschäfte als ungültig erklärt werden, weil die Orden gar nicht das Recht gehabt haben, die Ländereien zu veräußern! Das wäre auf jeden Fall eine höchst unangenehme Erbschaft, die diese Unklarheit hinterlassen haben würde.

Jetzt ist die Frage der Regelung im Senat von Francisco Glycerio angeschnitten worden und dieses Vertretungshaus wird sich hoffentlich über sie äußern. Entschieden der Senat nun, daß die Verfassung in ihrem zitierten Paragraphen die Landverkäufe nicht gestattet hat, wie Barbalho das auf faßt, dann muß er auch Mittel und Wege angeben können, wie die Sache denn eigentlich ins Reine gebracht werden soll.

Das ganze Land ist an der friedlichen Beilegung des Besitzstreites interessiert: der Klerus, der doch

einmal wirklich wissen muß, woran er ist, und auch gung huldigt, daß Ruhe eine Bürgerpflicht sei und derjenige Teil der Bevölkerung, der der Ueberzeugung daher eine Auseinandersetzung zwischen zwei erbitterten Parteien, wie sie sich anderswo schon öfters abgespielt hat, unerwünscht ist.

* * *

Anmerkung. Wir stimmen unserem geschätzten Mitarbeiter durchaus zu, wenn er sagt, daß eine alsbaldige Klarstellung erfolgen muß. Zu der Rechtslage möchten wir jedoch noch auf einen anderen Punkt hinweisen. Unter dem Kaiserreich war der Katholizismus die offizielle Religion, während alle anderen Kulte zwar ausgeübt werden durften, aber nur unter den Kennzeichen der Duldung. Die republikanische Verfassung hat diesen Unterschied aufgehoben und alle Konfessionen und Religionen einander durchaus gleichgestellt, auch in Bezug auf die öffentliche Ausübung des Kultus, die Errichtung von Kirchen u. dgl. War unter dem Kaiserreich die mit Sonderrechten ausgestattete katholische Kirche andererseits wieder vermögensrechtlich beschränkt, während es die übrigen Kirchengemeinschaften nicht waren, so muß man aus dem Artikel 72 der Verfassung logisch folgern, daß die dort ausgesprochene Gleichstellung entweder auch die anderen Kirchengemeinschaften den vermögensrechtlichen Beschränkungen unterwirft, die das Kaiserreich der katholischen Kirche auferlegte, oder aber daß diese nunmehr dieselbe unbeschränkte Verfügungsfähigkeit erlangt, die anderen schon früher besaßen. Barbalhos Schluß erscheint uns unlogisch, da er die von der Verfassung beabsichtigte Gleichstellung zu ungunsten einer, und zwar der römisch-katholischen, Kirchengemeinschaft einschränkt. Denn davon, auch den anderen Kultgemeinschaften die Verpfändung und Veräußerung ihres Grundeigentums zu verbieten, haben die Kommentatoren nie geredet. Die Red.

Das staatliche Arbeits-Amt.

(Departamento Estadual do Trabalho.)

Wie wir schon kurz berichteten, wurde durch Dekret Nr. 2071, vom 5. d. M., das Staatliche Arbeitsamt (Departamento Estadual do Trabalho) geschaffen. Interessant und einer weiteren Verbreitung würdig scheint uns die Darlegung der Beweggründe, die zur Schaffung dieser Behörde führten, seitens unseres bewährten Ackerbanssekretärs, Dr. Antonio de Padua Salles. Wir geben sie deshalb in der Uebersetzung wie folgt wieder:

Herr Staatspräsident! Ich habe die Ehre, Ihnen hiernit den Entwurf für den Erlaß zu unterbreiten, durch welchen das Staatliche Arbeitsamt (Departamento Estadual do Trabalho) geschaffen und der Betrieb des Einwanderer-Heims, sowie der Amtlichen Agentur für Siedlung und Arbeit (Agencia Official de Colonização e Trabalho) neugeordnet werden.

Wie Sie wissen, wurde das Einwanderer-Heim (Hospedaria de Imigrantes) vor etwa 30 Jahren gegründet; kaum merklichen Veränderungen wurde sein Betrieb bis 1906 unterworfen. In jenem Jahre jedoch entschloß sich die Regierung, in der Ueberzeugung, daß der Betrieb der Aufnahme, Unterkunft und des weiteren Fortkommens der Einwanderer einer gründlichen Umänderung bedurfte, um ihn in Einklang mit den fast in ihrer Gesamtheit vervollkommenen Staatsbehörden zu bringen, zur Schaffung der Amtlichen Agentur für Sied-

Dünger

**Kalisalze, Chilisalpeter und Phosphatdünger
mit garantiertem Gehalt, sicherer
Wirkung.**

FERNANDO HACKRADT

Repräsentant des KALISYNDIKAT, STASSFURT,
Allemanha.

N. 99, RUA DA ALFANDEGA, N. 99

Rio de Janeiro.

Telegramm-Adresse: H A C K R A T O S

Caixa de Correio 566.

lung und Arbeit, ein Amt, das die Bestimmung hatte, den Einwanderern in ihrem Fortkommen behilflich zu sein und die einheimischen sowie fremden Arbeiter durch Arbeitsnachweis in den verschiedenen Erwerbszweigen zu unterstützen.

Die Neuordnung, die ich Ihnen heute übermittle, ist weiter nichts als eine Erweiterung der im Jahre 1906 stattgefundenen Umänderung. Die bei der Handhabung des Dienstes in der Amtlichen Agentur für Siedlung und Arbeit gemachten Erfahrungen erfordern die Schaffung des Staatlichen Arbeitsamtes, welches die bis jetzt unterhaltenen Dienstzweige umfaßt, um dem Einwanderer sowie auch dem einheimischen oder fremden Arbeiter an die Hand zu gehen, damit sie ein gesichertes Fortkommen haben. Ein weiterer Zweck des Amtes ist, nach dem Beispiele der fortgeschrittensten Länder fortlaufend gründliche Beobachtungen anzustellen über alles, was mit der Verbesserung der Arbeitslage in Zusammenhang steht.

Das Staatliche Arbeitsamt setzt sich demnach wie folgt zusammen: Direktion, Auskunft, Unterkunftshaus und Arbeitsnachweis.

Die Auskunft (Secção de Informações) wird sich mit planmäßigen Beobachtungen der Arbeitslage im Staate befassen, die zu ihrer Besserung möglichen Maßregeln untersuchen, sei es betreffs Gesetze und Ausführungsbestimmungen, sei es betreffs der Art der Arbeitsleistungen, Arbeitszeit, Löhne, Zahlungszeiten und Nachweismittel; Arbeiterstatistik; Abfassung und Veröffentlichung eines dreimonatlichen Flugblattes, das Auskunft, Statistiken und Berichte über gesetzliche Maßregeln bezüglich der Arbeit enthält.

Im Einwanderer-Heim (Hospedaria de Imigrantes) wird der bisherige Betrieb, Aufnahme und Unterkunft des Einwanderers bis zu seiner Anstellung, beibehalten.

Der Arbeitsnachweis (Agencia de Collocação) be-

sorgt die Anstellung der Einwanderer, sowie aller ihn in Anspruch nehmenden Arbeiter und gewährleistet ihnen die Abmachungen mit dem Arbeitgeber, soweit die zu Kraft bestehenden Gesetze es zulassen.

Die Neuordnung, die ich Ihnen unterbreite, bezweckt auch die Gehaltsaufbesserung der Beamten. Es ist nur gerecht, wenn diese Beamten, die sich im Vergleich zu denen anderer Staatsämter in ungünstiger Lage befanden, von der Einführung der Neuordnung an die Aufbesserung erhalten, die die anderen bereits genießen, zumal die Natur ihres Dienstes mehr Arbeitsstunden erfordert als der gewöhnliche Bürodienst in den Staatsämtern.

Dies sind, Herr Staatspräsident, die Erklärungen, die ich Ihnen bei Unterbreitung des Entwurfes der beifolgenden Ausführungsbestimmungen abzugeben habe.

A. de Padua Salles, Staatssekretär für Landwirtschaft, Handel und Öffentliche Arbeiten.

Allerlei vom Amazonas.

Manaus, den 9. Juni 1911.

Sie scheinen uns über unsere politischen und sozialen Verhältnisse nicht immer genau unterrichtet zu sein, denn in einer der mir letztgesandten Nummern finde ich folgende Bemerkung über Manaus: „Wenn nur das Nest einmal gründlich ausgeräuchert würde!“ Dagegen muß ich ganz entschieden protestieren, denn hier wohnen sehr ehrliche und fleißige Leute, gibt es angesehene ausländische Kolonien, die doch wohl wirklich nichts dafür können, wenn ein Dutzend Unzufriedener Tumulte anstiftet, um ihrem Aerger darüber Luft zu machen, daß sie den Staatsschatz nicht mehr brandschatzen können. *)

Uebrigens herrscht jetzt vollständige Ruhe und Ordnung hier, da die unzufriedenen Elemente es vorgezogen haben, nach dem Nachbarstaate Para auszuwandern, von wo aus sie tagtäglich falsche Alarmdepeschen an den Marschall Hermes und die Rio-Pressen senden. Das nützt ihnen allerdings wenig, da die maßgebenden Kreise in Rio ganz genau über die hiesigen Dinge unterrichtet sind. Daß das Volk einen Sa Peixoto, der es fertiggebracht hat, gegen alle Gesetze der Zivilisation und Humanität die friedliche Hauptstadt seines eigenen Heimatstaates, eine offene Stadt, einen ganzen Tag zu beschießen, nehmt mit „Hosiannah“ empfängt, kann keinen vernünftig denkenden Menschen wundern. Ich glaube nicht, daß Militär und Polizei ihn, wenn er sich am Kai angeschifft hätte, vor der Volkswut hätte schützen können. Eine gerechte Strafe wäre es übrigens gewesen!

Soeben erfahre ich, daß auch in Para reiner Tisch gemacht wird, indem eine Kommission von Honoratioren den langjährigen Intendenten und Tyrannen von Belém, Antonio Lemos, aufsuchte und ihn „freundlichst“ aufforderte, sein Amt sofort niederzulegen und „auszuwandern.“ Wie ich hörte, versprach er auch, sich auf dem am 21. d. M. ausgehenden Hamburger Dampfer „Rugia“ einzuschiffen.**) Bereits sind alle Boote und kleinen Lanchen gemietet, um Lemos bei seiner Abreise eine feindliche Manifestation (Katzenmusik, Heuraketen u. s. w.) zu bereiten. Es sollte mich wundern, wenn

es dabei nicht zu Mord und Totschlag käme. Dem Lemos kann es übrigens einerlei sein, solange ihm nichts geschieht, denn mit 20.000 Contos läßt es sich wo anders, in Paris z. B., auch ganz gut leben!

Unser Hauptprodukt, der Gummi, ist wieder sehr nothleidend. Der Preis ist ohne allen ersichtlichen Grund, lediglich durch Spekulanten in Newyork und London, auf 5 Milreis pro Kilo herabgedrückt worden, gegen 12 bis 16 Milreis im Vorjahre. Die Folge davon ist eine heftige finanzielle Krisis, worunter Handel und Wandel sehr leiden. Verschiedene große Häuser hier und in Belém haben ihre Zahlungen schon ganz eingestellt, und andere haben Moratorien verlangt.

Was noch werden wird, weiß niemand, denn bis die neue Ernte hereinkommt, dauert es noch eine ganze Weile. Die Banken sind mißtrauisch und geben kein Geld heraus. Im übrigen sind die Mittel des Banco do Brasil viel zu bescheiden, um uns Gummileute wirksam unterstützen zu können. Für Geld gegen Lombardunterlagen werden zwei bis drei Prozent monatlich offeriert und gegeben. Para und Manaus sind daher augenblicklich ein Dorado für die Manichäer. Die vielversprochene Hilfe der Bundes- und der Staatsregierung, die Gründung von Banken mit ihrer Unterstützung und Bürgschaft sind Dinge, die bis heute nur auf dem Papier bestehen.

A. S.

*) Unser verehrter Korrespondent hat unsere Anmerkung darin doch recht mißverstanden. Sie richtete sich natürlich nicht gegen Manaus an sich, dessen blühendes Erwerbsleben und fortschreitende Entwicklung wir kennen, sondern gegen das Manaus des Politikaster, das das Gedeihen eben jenes anderen Manaus hemmt und das darum ausgeräuchert werden muß.

D. Red.

**) Das Beispiel, das Sa Peixoto in Manaus gab, hat also in der Nachbarschaft Nachahmung gefunden. Denn das Verfahren ist genau dasselbe, mit dem einzigen Unterschied, daß man Lemos, der keine Polizeitruppen zur Verfügung hatte, nicht zu bombardieren brauchte.

D. Red.

Die Zukunft der Stahlindustrie in Brasilien

Von der Lösung der Frage, ob die bedeutenden Erzlager von Brasilien ohne Kohle sich wirtschaftlich ausnutzen lassen, hängt die ganze wirtschaftliche Zukunft des Landes ab. Wird es die Eisenbahnschienen, die Werkzeuge, Schiffe, Maschinen etc. aus eigenem Material herstellen können, oder dauernd vom Auslande hierin abhängig sein!?

Die großartige Entwicklung der Vereinigten Staaten, Englands und Deutschlands war nur möglich infolge der Kohlen- und Eisenschätze dieser Staaten. Eisenerze besitzt Brasilien überreichlich. Die Eisenerzlagern von Tapanhoacanga in Minas Geraes werden allein auf über 100 Millionen Tonnen geschätzt. Die ganze archaische Formation im Osten von Brasilien, von Rio Grande do Sul bis nach Bahia, namentlich der obere Teil desselben, das sog. Muronische System weist sehr viele wertvolle Eisenerzlagern auf. Vorteilhaft ist hierbei noch der Umstand, daß an vielen Stellen das Erz, ähnlich wie in Nordschweden, oder den berühmten Erzlagern des Stahltrusts am Oberen See, oder den Werken der Oesterreichischen Alpen Montangesellschaft, im Tage-

bau gewonnen werden kann. Auch bei den bekannten Erzlagern von Ypanema, deren Wert übrigens weit überschätzt wird, soll das der Fall sein.

Ohne die Kohle ist jedoch an einen rationellen Großbetrieb bis jetzt nicht zu denken gewesen. Leider fehlt dieses wertvolle Mineral bisher in S. Paulo, und auch in den nördlichen Staaten fast ganz. Nach der ganzen geologischen Formation von S. Paulo, Minas, Rio de Janeiro, Espirito Santo sind die Hoffnungen sehr gering, größere Lager brauchbarer Kohle zu finden.

Wohl besitzt der Staat Paraná kohlenführende Schichten, und das Devon reicht auch noch bei Faxina und Itararé nach S. Paulo herein, aber soweit bis jetzt bekannt, sind die Bringungsverhältnisse nicht sehr günstig. Namentlich aber ist der Transport zu weit.

Um so bedeutungsvoller ist daher die Lösung des Problems. Eisen direkt aus dem Erz durch Verwendung der Elektrizität zu gewinnen. Wasserkräfte, die sogenannten weißen Kohlen, besitzt Brasilien infolge seines eigenartigen stufenförmigen Aufbaues in beinahe unbegrenzter Menge. Es böte sich also die Aussicht, später einmal den gewaltigen Vorsprung der großen Kulturenationen einzuholen oder doch stark zu verringern.

Dieses wichtige Problem steht nun vor seiner Lösung. Vielleicht ist es schon gelöst worden. Die Folgen sind so weittragend, daß wir den Leser bitten müssen, mit uns etwas näher auf die äußerst interessanten Einzelheiten einzugehen.

Bei den bisherigen Hochofenprozessen wird zunächst aus den Eisenerzen Roheisen gewonnen, indem in hohen Schachtöfen das Eisenoxyd der Erze, d. h. die Verbindung des Eisens mit dem Sauerstoff, durch Verschmelzen mit, meist aus Kalkstein bestehenden, Zuschlägen reduziert wird. Die Reduktion, die Befreiung des Eisens vom Sauerstoff erfolgt in der Hitze durch das Kohlenoxyd und den zugleich als Heizmaterial dienenden Koks.

Aus diesem Roheisen wird dann erst das Schmiedeeisen, der Stahl usw. gewonnen. Auf die komplizierten Verfahren, wie Reaktions-, Oxydations-, Silizierungs-, Rückkohlungs-, Legierungsprozesse einzugehen, würde hier zu weit führen.

Dem italienischen Ingenieur Stassano, der sich seit den neunziger Jahren mit der Sache befaßte, ist es nun tatsächlich gelungen, unmittelbar aus Eisenerz auf elektrischem Wege schmiedbares Eisen zu gewinnen. Seine Versuchsanstalt, die sich bei Darfo, nördlich des Lago d'Isco in Oberitalien, befindet, wurde im Jahre 1902 von einem Beamten des deutschen Patentamtes besichtigt, so daß die Angaben Stassanos auf ihre Zuverlässigkeit hin geprüft werden konnten. Ihm gelang es, mit einer Pferdekraft in 24 Stunden 3,4 Kilogramm Eisen zu gewinnen. Allein Stassano arbeitete unter Ausnahmsbedingungen, mit sehr reinem Eisenerz und mit außerordentlich billiger Wasserkraft.

Die Erzeugung von Stahl und Schmiedeeisen aus dem Roheisen auf elektrischem Wege ist verschiedenen Forschern unabhängig voneinander durch verschiedene Methoden gelungen. Der erste war der Deutsche Wilhelm Siemens, der schon 1879 einen brauchbaren elektrischen Ofen bekannt gab. Von den vielen weiteren Forschern haben günstige Resultate erzielt der Franzose Héroult, der berühmte Begründer der Aluminiumindustrie, und der Skandinavier Kjellin. Letzterer stellte am 18. März 1900

Berndorfer Metallwaren-Fabrik

Arthur Krupp, Berndorf Austria

5000 Arbeiter — Tägliche Erzeugung 350 Dtdz. Bestecke



Schwer versilberte

Bestecke und Tafelgeräte aus Alpaca-Silber

Eigene Niederlagen in Europa:

**Amsterdam, Berlin, Brüssel, Budapest, Hamburg, London, Luzern,
Mailand, Moskau, Paris, Prag, Stockholm, Wien.**

Schutzmarken:

A. KRUPP  BERNDORF



OSO  BM

für Alpaca-Silber I für Alpaca Silber II für Alpaca

in seinem Stahlhofen in Gysinge zum ersten Male auf elektrischem Wege ganz ausgezeichneten Werkzeugstahl her und arbeitet unverdrossen an der Verbesserung des Verfahrens weiter. Auch der Umstand hinderte ihn nicht, daß am 11. August 1901 das Gysinge-Sulfitwerk abbrannte.

Aus kaltem Roheisen stellte Héroult in La Praz mit 1 elektrischen Pferdekraft in 24 Stunden 20 Kilogramm Flußeisen her, Kjellin in Gysinge unter den gleichen Bedingungen 18 Kilogramm.

Schweden, das genau wie Brasilien mächtige Eisenerzlager und Wasserkräfte besitzt, jedoch keine Kohlen, ging in der Folgezeit sehr gründlich und systematisch vor.

Die schwedischen Eisenwerke, die sich zur Wahrung ihrer gemeinsamen Interessen im „Eisenkontor“ vereinigt haben, gründeten mit Unterstützung der Regierung bei Trollhättan ein großes elektrisches Versuchsschmelzwerk, das am 15. November 1910 in Betrieb gesetzt wurde. Hier soll wiederum das Eisenerz direkt nach einem ganz neuen schwedischen Verfahren geschmolzen werden. Die Erfahrungen sollen den Mitgliedern des Eisenkontors zugute kommen.

Nach dem letzten Bericht des Eisenkontors waren die Erfahrungen sehr günstig. Bei Verwendung billiger Kraft wirkt die Reduktion der Eisenerze in Großbetriebe eine gute Rente ab, auch wurden eine ganze Reihe von Verbesserungen gefunden.

Daraufhin stellte die schwedische Regierung als Besitzerin der Trollhättanfälle vertragsmäßig dem

Eisenkontor 6000 Pferdekkräfte auf 10 Jahre hinaus zur Verfügung zu dem außerordentlich niedrigen Preis von 40 schwedischen Kronen pro Kilowatt und Jahr. Die schwedische Krone ist etwas weniger als unser Milreis.

Der Vorstand des Eisenkontors hat das Recht, das große Versuchswerk nach einer zweijährigen Probezeit zu verkaufen.

Von irgendwelchen Schritten der brasilianischen Regierung in dieser hochbedeutsamen Angelegenheit ist bis jetzt nichts bekannt geworden.

Dagegen haben die nordamerikanischen Industrielten offenbar erfaßt, daß jetzt die Zeit zur Ausbeute unserer Eisenerzlager gekommen ist. Erst kürzlich erfolgte die Konzessionierung des Wiggsehen Unternehmens. Die Itabira Iron Ore Cy Ltd, die durch Bundesdekret Nr. 8787 in Brasilien zugelassen wurde und mit einem Anfangskapital von 200.000 Pfund Sterling arbeitet, hat ihren Sitz in London. Die Ingersoll Rand Cy Ltd, die jetzt ebenfalls ihre Tätigkeit beginnt und gar ein Kapital von 15 Millionen Dollar besitzt, domiziliert in New Jersey (Vereinigte Staaten).

Gerade jetzt, wo wir vor einer neuen Entwicklung der Eisenindustrie stehen, wäre es angebracht, sie zu fördern, weil das Ausland in der elektrischen Stahlherzeugung noch keinen großen Vorsprung hat, damit Brasilien wenigstens einigermaßen Schritt halten kann. Hierzu wäre zunächst die Schaffung eines brasilianischen Berggesetzes notwendig.

Wenn diese Zeilen das deutsche Kapital anregen

würden, sich gleichfalls an der Erschließung der Mineralreichtümer Brasiliens zu beteiligen, so wäre das nur zu begrüßen, sowohl im Interesse der Deutschen, als auch zum Wohle Brasiliens.

Ueberseeische Postnachrichten.

— Seit Monat März wirkt in La Paz (Bolivien) die deutsche Militärmission. Schon damals, bei ihrer Ankunft, hätte man berichten können; aber worüber denn eigentlich? Festessen, Menus, feierlicher Empfang, Sympathiekundgebungen und festliche Reden . . . ja, das alles gab es und sei hiermit noch nachträglich erwähnt. Viel schöner ist es, wenn man nach einiger Zeit von keimendem Erfolg berichten darf; und das kann man heute — die deutsche Militärmission arbeitet mit vollem, durchgreifendem Erfolg. Was sie in ein paar Jahren aus der bolivianischen Armee herausarbeiten wird, kann schon jetzt so ziemlich übersehen werden: daß alle in diese Mission gesetzten Hoffnungen voll und ganz erfüllt werden. An der Spitze der Mission steht Oberst Kundt, dessen energischem und sich gleichzeitig doch den Landesverhältnissen anpassendem Auftreten es gelungen ist, sich das volle Vertrauen der Regierung, sowie die Sympathien weiterer Kreise Boliviens zu erwerben. Ihm stehen zur Seite: Major Rinke, Artillerieinstrukteur, Major Goetze, Infanterieinstrukteur, Major von Rheinleben, Kavallerieinstrukteur, Major Muther, Direktor der Kadettenschule, außerdem noch eine Anzahl Unteroffiziere. Oberst Kundt bekleidet den Posten eines Subchefs des Generalstabes, an dessen völlige Neuorganisation er mit Erfolg herantreten ist. Die übrigen Herren leiten persönlich die Instruktion in den Truppenkörpern; schon nach so kurzer Zeit zeigten die neuerlich stattgefundenen Besichtigungen der einzelnen Truppenkörper und der Kadettenschulen, in welchem erfreulichen Maße sich der Einfluß der deutschen Instruktoren geltend macht. Der Präsident der Republik hat die ganze Organisation vertrauensvoll in die Hand von Oberst Kundt gelegt. Ähnlich wie seinerzeit in Chile, leiten die Instruktionsoffiziere direkt die Truppenausbildung, und zwar wohl noch intensiver als in Chile, da sie über deutsche Unteroffiziere als Hilfskräfte verfügen. Der Kontrakt der Unteroffiziere war ein sehr glücklicher Griff. Die Bedenken, welche anfänglich diesem Kontrakt entgegenstanden, haben sich als völlig unbegründet erwiesen — sämtliche Unteroffiziere sind eifrig auf ihrem Posten, zur vollen Zufriedenheit ihrer Vorgesetzten und der Regierung. Im bolivianischen Heere hatte sich, trotzdem während fünf Jahren ein französischer Generalstabschef und französische Offiziere tätig waren, ein starker Fond deutsch-militärischer Grundsätze und Praktiken erhalten. So wurde die Infanterie stets nach dem deutschen Exerzierreglement ausgebildet. Auf dieser Basis haben nun die deutschen Offiziere zu arbeiten angefangen. Die Möglichkeit, greifbare und homogene Resultate bei der Neuorganisation eines Heeres zu erhalten, ist meiner Ansicht nach unlöslich mit der Einstellung von Instruktoren in die Truppenkörper verknüpft. Man mag noch so viele Offiziere zum Dienst in europäische Heere senden — ein greifbares Resultat kann nur dann erzielt werden, wenn die Instruktoren unmittelbar in die Trup-

Casa Lucullus.

Deutsche

Colonialwaren-, Delikatessen-, Wein- u Thee-Handlung
Caixa postal 740 — Rua Direita N. 55 B — S. PAULO

penausbildung eingreifen können, denn nur so werden die widerstrebenden, rückständigen Faktoren überwunden. Und auch diese direkte Ausbildung der Truppe kann kein vollwertiges Resultat erzielen, wenn nicht dem an der Spitze einer Militärmission stehenden leitenden Führer ein wirklich maßgebender Einfluß im Generalstab zugestanden wird. Alle diese günstigen Grundbedingungen sind hier in Bolivien vorhanden, respektive durch den Takt Oberst Kundt's geschaffen worden; und glaubt man, daß die deutsche Militärmission einen durchgreifenden, intensiven Erfolg erreichen wird. Geringere, glücklicherweise sehr schwache Gegenströmungen, die ja allenthalben auftreten, wo organisiert wird, werden das zielbewußte Fortschreiten des Chefs der deutschen Mission nicht aufhalten können — und wo Holz gehackt wird, fallen bekanntlich immer Spähne. Das außerordentlich gute Menschenmaterial wird auch dazu beitragen, die Arbeit der Instruktionsoffiziere wesentlich zu fördern.

— In Segenthau (Ungarn) wurden bei den Neuwahlen am 23. März in den Schulstuhl zum ersten Male sämtliche neun Anhänger der ungarländischen deutschen Volkspartei gewählt. Auch im Westen Ungarns rühren sich die Deutschen, indem sie nachdrücklich die Wiedereinführung der deutschen Unterrichtssprache verlangen und eine rührige Vereinstätigkeit besonders auf wirtschaftlichem Gebiete einleiteten. Bei den Schulausschlußwahlen in Grubovci, Kroatien, wurden zum ersten Male zwei Deutsche neben zwei Serben, und in Obresch zum ersten Male ein deutscher Bürgermeister namens H. Damm gewählt.

— Die vor kurzem in Korfu, dem homerischen Kerkira, ausgegrabenen Kunstwerke, die wichtige Dokumente der großen altgriechisch-jonischen Kultur darstellen, sollen jetzt auf Wunsch des Kaisers in einem neu zu errichtenden Museum in Berlin untergebracht werden, das als ein Gegenstück zum Pergamon-Museum gedacht ist. Voraussichtlich wird Bodo Eblhardt dieses Korfu-Museum erbauen, das als Kgl. Museum der Verwaltung dieser Kunstinstitute unter Leitung von Geh. Rat Bode beigegeben wird. Alle weiteren Ausgrabungen, nicht nur von Korfu, sondern aus dem Bereiche aller jonischen Inseln, sollen darin untergebracht werden.

— Der Mailänder Luigi Tisa hat am Tage seiner Mündigkeitserklärung zur Errichtung eines Pavillons am Meer zur Behandlung von Kindern, die an Knochentuberkulose leiden, 400.000 Fr. hergegeben.

— 500.000 Fr. hat eine Dame, die ungenannt sein will, der Stadtgemeinde München zur Errichtung einer Wohltätigkeitsstiftung für weibliche Angehörige des Mittelstandes überwiesen.

— In Kalkutta wurde die Prinzessin Rani Sahiba, Witwe des Sirdar Dyal Sing, eines der bekanntesten Fürsten im Pendschab, wegen Giftmordes, begangen an ihrem Geliebten, zum Tode durch den Strang verurteilt. Unter der Bevölkerung herrscht wegen des Urteils große Aufregung. — Das Urteil ist jeden-

falls gerecht, denn nach allem, was durch den Prozeß bekannt geworden ist, hat man es in der Prinzessin mit einem Weibe zu tun, das als vollkommener Typ moralischer Verkommenheit angesehen werden kann. Schon bei Lebzeiten ihres Mannes betrog sie diesen. Seit dem Tode des Gatten weilte der Liebhaber ständig in ihrem Hause. Dieses Verhältnis dauerte einige Jahre, als die Prinzessin des Verhehrers überdrüssig wurde und ihn kurzerhand aufforderte, seiner Wege zu gehen. Allein der Geliebte wollte von einer Trennung nichts wissen, da er rasend in die Frau verliebt war. Eines Abends nun befahl die Fürstin der Dienerin, Milch in goldenen Schalen zu bringen. Es geschah, und heimlich schüttete sie Arsenik in die für den Geliebten bestimmte Schale. Der Unglückliche starb in kurzer Zeit. Während er verröchelte, legte die Mörderin im offestehenden Nebenzimmer eine andere Toilette an. Von getreuen Dienern wurde der Leichnam am nächsten Morgen beiseite geschafft, doch folgte bald darauf die Entdeckung der Mordtat. Die englischen Richter erklärten, niemals hätten sie ein Weib von so verbrecherischer Kaltblütigkeit gesehen.

— Ein in seinem Wechsel des Schicksals tragisches Leben ist der früheren Schloßherrin Sch. zuteil geworden. Frau Sch. war einst die vielgefeierte Gattin eines berühmten Virtuosen. Sch. hatte ein großes Vermögen erworben und kaufte sich damit in Rußland ausgedehnte Besitzungen. Mit dem Reichtum des Künstlers ging es aber bald auf die Neige, und schließlich mußte er von neuem Konzerttours unternehmen. Er landete dann in Berlin und kaufte in Pankow einige Grundstücke in der Maximilianstraße. Der Alkohol, dem der Künstler seit vielen Jahren verfallen war, brachte ihn immer mehr zurück, und bald mußte er seinen letzten Besitz verkaufen. Nach seinem Tode stand seine Witwe in größter Armut da. Schließlich ging sie den Weg ihres verstorbenen Mannes und ergab sich ebenfalls dem Alkohol. Kürzlich nun wurde die ehemalige Schloßherrin in der Schönholzer Heide bei Berlin beim Holzdiebstahl ertappt und von der Polizei festgenommen.

— Bei einem Unwetter, das in Baden und im Taunus niederging, wurden 15 Personen getötet. Der Müller Volkert und seine Frau sind in Grünsfeld ertrunken. Eine Frau Klennerth und Tochter wurden in Durlach durch Blitzschlag getötet. In Paimars sind zwölf Personen ertrunken, sechs Häuser wurden weggeschwemmt und durch Dammbruch die Ernte vernichtet. Ueber die Gemeinden Seckenheim, Friedrichsfeld, Edingen und Neckarhausen ging ein Gewitter mit furchtbarem Hagelschlag nieder. Es hagelte 30—45 Minuten. Die Obstbäume wurden entlaubt, die Feldfrüchte sind vollständig vernichtet; auch viel Geflügel ist erschlagen. Die Singvögel liegen zu Hunderten in Gärten und Feldern. Ein wolkenbruchartiger Regen schwemmte die Erde weg und drang in die Keller der Häuser ein. Durch den Sturm wurden viele Dächer aufgedeckt und viele Fensterscheiben zertrümmert. 10—20 Zentimeter hoch lagen Eisstücke in Größe von Taubeneiern und verwandelten die Gegend in eine Winterlandschaft. Eine Frau, die von Hagelkörnern auf den Kopf getroffen wurde, erlitt eine Gehirnerschütterung.

— Alt-Oesterreich ist dieser Tage heraufbeschworen worden durch die Nachricht, daß man an die Wiedereinführung des weißen Waffenrockes denke, allerdings nur zu Paradezwecken. Das Soldatcupa-

thos einer anderen Zeit erhebt sich, wenn man an den weißen Waffenrock denkt, mit Radetzkymarsch und in schwerem Pulverrauch flatternde Siegesfahnen. Damals ging es noch in Parade zur Schlacht, je martialischer, prunkhafter, geräuschvoller die Heere auftraten, desto ruhmvoller. Der weiße Soldatenrock kund der hechtgraue, darin liegt der ganze Gegensatz von Anno dazumal zu heute. Zum Heldenentum wäre in einem Kriege von heute genau so Gelegenheit wie einst, doch man meidet die großen Worte wie die prachtvollen Uniformen. Ein Krieg ist so gefährlich geworden, daß die Vorsicht an die erste Stelle gerückt ist. Zu den Bajonettangriffen und Reiterattacken der weißen Waffenröcke mag wenig Gelegenheit sein, wo feindliche Armeen einander vernichten können, ohne den Gegner in der Nähe erblickt zu haben. In altväterischen Stuben sieht man noch heute auf Lithographien und Farbdrukken die Schlachten aus der Zeit des weißen Waffenrockes. Aus dunkelblauen und schwarzen Wolken taucht er auf mit blauen Aufschlägen und hohen, steifen Kragen, über denen schmauzbärtige Gesichter wild dreinschauen zwischen roten Feuerfarben, die aus platzenden Geschützkugeln aufspritzen. Das moderne Schlachtfeld wird unsichtbare Armeen bringen, und wenn man sie erblicken wird, dann wird es wahrscheinlich auch schon vorbei sein. Das moderne Heldenentum wird viel schwieriger sein als das alte, Gevatter Tod wird die biedere Sense in Maschinenbetrieb mit Massenproduktion verwandelt haben und der Schlachtenrausch wird fehlen, der einst die Tapferkeit spornte.

— Wie aus Genthin gemeldet wird, führen der Bahnmeister Gorschel und der Rottenführer Herwig in der Nähe von Bustewitz auf einer Draisine, welche von dem Magdeburger Eilzug erfaßt wurde. Beide wurden von der Maschine gänzlich zermalmt.

— Von einer Art Sabotage, von der man nicht weiß, ob man sie ernst nehmen, oder darüber lachen soll, wird aus Roanne berichtet. Arbeiter und Arbeiterinnen, die über die hohen Preise der Eier und Butter erbost waren, schlugen auf dem Sonnabend-Weekendmarkt die Eier- und Butterstände nieder. Was an Eiern noch geblieben war, wurde mit den Füßen zertrampelt. In dem mit Eierschalen gemengten Brei wälzten sich gar bald die Zerstörer mit den nun ebenfalls wütend gewordenen Landbewohnern. Die Polizei mußte dazwischentreten und den Haupttrühestörern im Gefängnis Gelegenheit zur nötigen Abkühlung geben.

— Präsident Taft sagte am 8. Juni in einer Ansprache an die evangelisch-lutherische Generalsynode: Es ist unnötig, darauf hinzuweisen, in welchem Umfange die Entwicklung Amerikas durch die lutherischen Deutschen und durch die Deutschen im allgemeinen gefördert ist. Die Deutschen, die im Jahre 1848/49 hier einwanderten, waren Männer von unabhängiger Gesinnung, Charakterstärke, Ansehen in der Heimat. Sie lieferten Führer, die im Bürgerkriege den Norden behaupteten, die Sache der Freiheit aufrecht erhielten und die Sklaverei ausrotteten. Sie haben eine Geschichte, auf die sie mit großem Stolz zurückblicken können.

— Die neuen bayerischen Erinnerungsmarken sind so massenhaft vorausbestellt worden, daß das Verkehrsamt in München keine Vorausbestellungen mehr annimmt.

Wochenschau.

S. Paulo, Dienstag den 11. Juli.

— Das k. u. k. österr.-ungar. Konsulat ersucht uns um die Feststellung, daß weder in Tirol noch Venedig die Cholera aufgetreten sei, wie es ausgesprengt werde. In den hiesigen Blättern standen tatsächlich neulich Telegramme, daß in Tirol die Cholera aufgetreten sei. Nach der Äußerung des Konsulats, die auf zuverlässige Informationen fußt, kann man wohl Isagen, daß es sich hier wieder um eine Flunkerei der Havas gehandelt hat.

— Die „Light and Power“ und die „Comp. Brasileira de Energia Electrica“ sind bittere Feinde. In Rio prozessieren sie und hier machen sie auch Spektakel. Jetzt streiten sie sich um die Fazenda Pirambeiras in den Munizipien Santos und Mogy das Cruzes. Der Federalrichter hat nun zugunsten der Light entschieden; die „Companhia Brasileira“ will aber diese Entscheidung nicht respektieren und läßt ihre Arbeiter auf dem der anderen Gesellschaft zugesprochenen Grunde die begonnenen Werke fortsetzen. Deshalb hat die Light den Justizsekretär um die Garantie ihres Besitzes gebeten und der hat gestern nach der Fazenda Pirambeiras ein Kontingent Staatssoldaten abgehen lassen, die dort die Ordnung aufrecht erhalten sollen. Hoffentlich haben wir nicht bald von blutigen Zusammenstößen zwischen den Soldaten und den Arbeitern der „Comp. Brasileira“ zu berichten.

— Die Direktion der Mogyanabahn gedenkt bis April nächsten Jahres die Zweiglinie nach S. Sebastião de Paraizo fertig zu stellen und dem Verkehr übergeben zu können. Zur Beschleunigung der Arbeiter wurden an tausend Streckenarbeiter angestellt.

— Herr Dr. Francisco Ferreira Ramos, bisheriger Generalkommissar unseres Staates in Brüssel, überreichte dem Ackerbausekretär seinen letzten Bericht über die Tätigkeit des Kommissariates. Er ist der Organisator des Propagandadienstes für S. Paulo in Europa. Leider wird er nicht auf seinen Posten zurückkehren, sondern einen Lehrstuhl an der hiesigen Polytechnischen Schule bekleiden.

— Wir machen unsere Leser, die es angeht, auf das im Anzeigenteil veröffentlichte Edikt betreffend die in den Vororten Saude, Ipiranga, Villa Deodoro, Moinhos, Villa Marianna, Cupecé, sowie die zwischen der Landstraße S. Bernardo und Santo Amaro gelegenen Regierungsländereien aufmerksam. Der seitens des Ackerbausekretariats mit der Vermessung und der Grenzfestlegung beauftragte Chef des Vermessungsdienstes, Herr Ernesto Alerino Meanda, fordert alle Beteiligten auf, ihre Ansprüche unter Vorzeigung der vorgeschriebenen Beweisstücke, vom 10. August ab im Vermessungsbüro, Largo do Thezouro 7 A, geltend zu machen.

— Unser Kollege „Diario Popular“ erwähnt in einer Notiz über das deutsche Kanonenboot „Panther“ auch den Itajahy-Zwischenfall. Leider hat das Gedächtnis den Kollegen etwas im Stiche gelassen, denn er berichtet nicht der Wahrheit entsprechend. Er sagt nämlich: „Eines nachts kam vom „Panther“ eine Escorte aus Land und nahm einen brasilianischen Bürger gefangen.“ Das stimmt nicht. Erstens war Fritz Steinhoff, um den es sich hier handelt, kein brasilianischer Bürger, sondern ein erst

seit einigen Monaten in Brasilien anwesender Deutscher, und zweitens war er nicht von den Mannschaften des „Panther“ gefangenengenommen, wie es zuerst hieß und auch geglaubt wurde, sondern er hatte in der Nacht, in der die „Panther“ Itajahy verließ, per Land eine Reise nach Rio Grande do Sul angetreten. Steinhoff selbst hat sich später auf den Konsulaten von Buenos Aires und Rio Grande vorgestellt und die Erklärung abgegeben, daß er nie an Bord des Kanonenbootes gewesen sei — am wenigsten aber als Gefangener. Dasselbe hat auch der Kapitän des Schiffes, Graf v. Saurma-Jeltsch, ausgesagt. Also hat unser Kollege den Ausgang des „Pantherfalles“ nicht mehr im Gedächtnis, wenn er von der Gefangenahme spricht.

— Die „Light and Power“ hat für tausend Contos von dem Banco União den Salto Itupararangua in Votorantim gekauft. Die Light will aus diesem Wasserfalle elektrische Energie von 50.000 Pferdekraften gewinnen.

— Die Börse hat 10.000 Aktien a 200\$000 der „Companhia Cinematographica“ zur Kotation zugelassen. Diese Aktien haben schon ein Aufgeld von 100\$000 per Stück.

— Die Avenida Brigadeiro Luiz Antonio ist eine der belebtesten Straßen der Hauptstadt, weil sie das Stadtzentrum mit verschiedenen Vororten direkt verbindet. Mit schönen Bäumen bepflanzt, welche bei der Sonnenglut ihren Schatten spenden, ist sie bei Tage angenehm zu passieren. Die Beleuchtung ließ aber zu wünschen übrig. Dieser Uebelstand aber wurde von der Munizipalkammer beseitigt, und seit kurzem erstrahlt die Straße im Glanz elektrischen Lichtes: aber nur bis Mitternacht, dann werden die Lampen ausgelöscht und es herrscht wieder die ursprüngliche Dunkelheit, welche durch die Bäume noch vergrößert wird. Diesen Uebelstand machen sich die Verbrecher zunutze, und häufige Diebstähle in jener Gegend sind die Folge. Gestern nacht um etwa 1 Uhr, war diese Straße der Schauplatz eines teigen Ueberfalls, der auf den 27jährigen Bauanführer Santo Sassi ausgeübt wurde, wobei ihm ein unbekanntes Subjekt 5 Messerstiche in den Rücken und einen in den Kopf versetzte. Seine Hilferufe verhallten ungehört, keine Menschenseele ließ sich sehen, und Sassi schleppte sich mit Mühe bis in die Rua Jaceguay, wo er wohnt. Hier verließen ihn die Kräfte, und er stürzte zu Boden. Der Mordbube entkam unerkant in der Dunkelheit. Gestern morgen wurde der Schwerverletzte vom Polizeiarzt untersucht und in das Allgemeine Krankenhaus gebracht. Es ist zu wünschen, daß in Zukunft die Lampen die ganze Nacht brennen bleiben, denn von Mitternacht ab eine wichtige Verkehrsader ohne genügende Beleuchtung zu lassen ist einer Großstadt einfach unwürdig.

— Vor längerer Zeit starb der junge Mann Joaquim Cardia, dessen Tod man allgemein der Ungeschicklichkeit des ihn behandelnden Arztes Dr. Oliveira Botelho zuschrieb. In der Presse wurde lang und breit der Fall analysiert, und selbst in Aerztekreisen vielfach besprochen. Es konnte daher nicht ausbleiben, daß die Polizei sich ins Mittel legte und nach längerer Beweisaufnahme den Arzt wegen fahrlässiger Tötung in Anklagezustand versetzte. Der Richter wies jedoch die Klage als unbegründet zurück und sprach, obgleich eine Menge Beweismaterial vorlag, den Arzt frei. Damit war aber die Sache

noch nicht erledigt, denn nach erfolgter Berufung an das Justiztribunal hob dieses das richterliche Urteil auf und ordnete ein neues Verfahren gegen den Arzt an. Durch diesen Urteilsspruch wird wenigstens der öffentlichen Meinung Genüge geleistet, wenn auch anzunehmen ist, daß später die Jury den Angeklagten freispricht.

— Die Staatsregierung hatte die Herren Kolonisationsinspektor Dr. Fortunato Moreira, Conde de Grenaud und den Vizedirektor der hiesigen zootechnischen Station nach Pindamonhangaba entsandt, um die Fazenda des Barão de Lessa auf die Eignung zur Anlage einer neuen Kolonie zu untersuchen. Nachher hat sich die Regierung aber entschlossen, auf jener Fazenda eine Musterpferdezüchterei anzulegen, über die Graf Grenaud die Aufsicht führen soll. Diese Fazenda liegt nur drei Kilometer von Pindamonhangaba entfernt und soll sich sehr gut für eine Pferdezucht eignen.

— In recht energischer Sprache berichtet der „Estado“ von zwei gleichartigen Vorfällen, die unsere Polizei in ein sonderbares Licht stellen. Diese Fälle waren durch das unverständliche Verhalten der Polizei noch nicht zur Kenntnis der Öffentlichkeit gelangt. Sonnabend morgen um etwa 3 Uhr wurde die in der Rua Libero Badaro N. 101 wohnhafte spanische Halbweltlerin Lussanna von einem jungen Mann, mit dem sie übernachtete, zu erwürgen versucht. Das Jüngelchen war jedenfalls mit wenig Kräften ausgestattet, denn der Angefallenen gelang es, sich frei zu machen und nach Hilfe zu rufen. Auf das Geschrei der im Hause anwesenden Frauen erschien die Polizei und nahm sie alle nach der Zentrale mit. Dort behauptete der junge Mann, ein Neffe des Staatspräsidenten zu sein, worauf der vierte Delegado Auxiliar, der auf der Zentrale Dienst hatte, ihn unbehelligt gehen ließ und nicht einmal für nötig hielt, die Angegriffene untersuchen zu lassen.

Vor einigen Tagen wurde dieselbe Halbweltlerin von einem anderen jungen Mann, der wieder der Neffe eines hervorragenden Politikers sein wollte, geolurft, und auch der Polizist, der ihr zu Hilfe eilte, wurde von dem Menschen angegriffen, wobei der Soldat auf der Straße hinstürzte und seine Uniform beschädigte. Trotz alledem ließ der Delegado, in diesem Falle der zweite, den angeblichen Neffen des Politikers laufen. — Das ist ein Messen mit ungleichen Mäßen, das man einer guten Polizei, die ja die unsere sein will, nicht nachgesagt werden dürfte.

— Die Entstehungsursachen des Brandes der Apotheke des Herrn Ferrante in der Braz sind noch nicht aufgeklärt. Die finanziellen Verhältnisse dieses Herrn sollen überaus glänzende sein. Die Apotheke war in der „Equitativa“ mit 22 Contos versichert. Der Brandschaden soll aber bedeutend sein.

— Vor einigen Tagen wurde ein gewisser Antonio Alves da Costa in einem unbewohnten Hause an der Rua Santa Cruz do Glicerio, in dem er übernachtete, von einem Eindringling mit einem Pistolenschuß in der Brust verwundet. Alves da Costa behauptete, daß sein Angreifer, der in Gesellschaft anderer Männer gewesen sei, sich für einen Polizisten ausgegeben hätte. Tags darauf starb er. Jetzt hat die polizeiliche Untersuchung festgestellt, daß den der Polizeiagent Damiano Volpi abgefeuert hat. Dieser Agent, der mit anderen den Auftrag hatte, in unbewohnten Häusern nach Vagabunden zu fahnden,

behauptet, daß er den Costa, der zur Vagabundenzunft zählte und sich in Gesellschaft mehrerer Genossen befand, nur habe mit vorgehaltener Pistole zum Mitgehen nach der Polizei haben zwingen wollen und daß die Waffe in diesem Augenblick von selbst losgegangen sei. Die Autorität glaubte dieser Aussage nicht und hat gegen Damiano Volpi Präventivhaft erlassen.

— Vorigen Sonnabend erschienen in der Wohnung des Herrn Ferreira Alves in der Rua Palmeiras zwei Individuen, die sich für Angestellte der Gasgesellschaft ausgaben und an dem Gasmesser etwas reparieren wollten. Nach getaner Arbeit verlangten und erhielten sie zwölf Milreis Bezahlung und gingen mit einer Entschuldigung von dannen. Als aber Alves selbst nach Hause kam stellte es sich heraus, daß die Pseudogasangestellten nichts repariert hatten. Außer den erschwindelten zwölf Milreis hatten die Individuen noch einen kleinen Brillantring mitgehen lassen. Die Gasgesellschaft hat schon vor einiger Zeit das Publikum ersucht, von jedem Mann, der sich als ihr Angestellter ausgäbe, die Legitimationskarte zu verlangen. Wie notwendig eine solche Vorsichtsmaßregel ist, zeigt ja wieder dieser Fall.

— Heute morgen ist die deutsche Schauspielgesellschaft der Herren Bhlum und Lesing hier angekommen und wird morgen, wie bekannt, mit der „Heimat“ von Sudermann die Saison eröffnen. Die Abonnements werden heute geschlossen. Wir heißen die Gesellschaft recht herzlich willkommen.

Polytheama. Die Kompanie Emilio Zago gab gestern zum ersten Male das moderne italienische Zugstück „Die vier Bauern“ von Carlos Goldoni und erntete für ihre tadellose Darstellung reichen Beifall des zahlreich erschienenen Publikums. Heute wird das Lustspiel „Möbliertes Zimmer mit Benutzung der Küche“ zur Aufführung gelangen.

Bijou-Theater. Auf dem Programm für heute Abend stehen: „Künstlerszene“, „Ehre“ und „Die Schlanheit der Miß Plumeake“.

Casino. Die gestrigen Vorstellungen befriedigten die Zuschauer. Am meisten werden die Künstler Merian und Gilbert Girard, sowie die Sängerin Rita Romana applandiert.

Radium. In den verschiedenen Sektionen werden heute die interessanten Bilder „Ende eines Spielers“, „Frauengemüt“, „Liebe voll Wagemut“ und „Streik auf der Klippe“ vorgeführt.

S. Paulo, Mittwoch, den 12. Juli

— Wir berichteten vor einiger Zeit, daß die spanische Regierung auf Grund äußerst ungünstiger Nachrichten über die Lage der spanischen Auswanderer in Brasilien, Verordnungen erließ, die auf ein Auswanderungsverbot hinausliefen, ähnlich wie das von der Heydtsche Reskript. Daraufhin wurde die brasilianische Regierung in Madrid vorstellig. Wie es scheint, mit Erfolg. Denn Spanien entsendet jetzt einen Regierungskommissar, der untersuchen soll, ob der Leutnant Gambôa Navarro mit seiner Anklage Recht hatte. Da dieser Kommissar selbst Besitzungen in Brasilien haben soll, ist die Einigung der beiden Regierungen wohl zu erwarten. Der Zwischenfall zeigt jedenfalls von neuem, daß die Oberbehörden des Bundes und der Einzelstaaten alle Ursache haben, die Koloniedirektoren und -Beamten gut zu überwachen, damit die guten Absichten der Regierungen nicht durch schlechte Verwaltung der Unterbeamten ins Gegenteil verkehrt werden.

— Herr Emil Rosenbaum und Frau Adelheid Rosenbaum geb. Schieß in Juiz de Fora teilen ihren Freunden und Bekannten ihre Vermählung mit. Wir gratulieren herzlich.

— Die Verhandlungen über den Ankauf der Fazenda Conchal im Munizip Mogy das Cruzes, auf deren Boden eine neue Kolonie errichtet werden soll, sind, wie wir erfahren, nun abgeschlossen. Als Kaufpreis werden etwas über 30 Contos genannt.

— Die Paulista- und die Mogyana-Eisenbahn wiesen bekanntlich in ihren letzten Jahresberichten noch Ausgaben für Prozesse auf, die sie gegeneinander führten. Nun beginnen sie aber, sich zu verständigen. So baut jetzt die Mogyana die Strecke bis Pontal (bei Ribeirão Preto). Von der Station Coronel Correia ab lassen die Gesellschaften gemeinsame Züge laufen, so daß der bisherige Schnellzug der Mogyana eingespart wird.

— In Vallinhos forderten die heftigen Gewitter dieser Tage ein Opfer. Dort wurde eine Schwarze in dem Augenblick durch den Blitz getroffen, als sie an ihre Kinder Brot austeilte. Die Kinder und der Ehemann der Getöteten kamen mit dem Schrecken davon.

— Gestern erhielt der Justizsekretär Dr. Washington Luiz den Besuch des Herrn Jayme Muricy, der im Auftrage des Polizeichefs von Parana sich hier aufhält, um die Organisation unserer Polizei zu studieren. Der Herr hat schon die Polizeikasernen besucht und den Uebungen der Staatstruppen beigewohnt. Er sprach Herrn Dr. Washington Luiz für die ihm hier zuteil gewordene überaus freundliche Aufnahme seinen Dank aus.

— Vorsicht bei Bezahlung von Gasrechnungen! Wie wir in Erfahrung bringen, setzen einige Betrüger, die sich als Beamte der Gasanstalt ausgeben und Rechnungen einkassieren, ihr Treiben fort.

— Die „Companhia Paulista de Electricidade“ hat gestern mit der Gesellschaft „Força e Luz Norte de S. Paulo“ einen Kontrakt abgeschlossen, in dem sie den Bau, die Montierung und die Installation der Elektrizitätswerke der letzteren Gesellschaft übernimmt. Zu diesem Zwecke soll in Sallesopolis eine hydroelektrische Kraftstation angelegt werden, die imstande sein wird, elektrische Energie in dem Quantum von 4500 Pferdekraften abzugeben. Von dieser Kraftstation werden elektrische Leitungen nach Mogy das Cruzes und nach Pindamonhangaba gehen, von wo aus kleinere Leitungen sich nach den umliegenden Munizipien abzweigen werden. Die jetzige elektrische Anlage in Mogy das Cruzes soll reformiert werden.

— Unter dem Namen „Sociedade de Architectos de S. Paulo“ hat sich hier ein neuer Verein gegründet. Diesem Verein gehören Architekten und Bauingenieure an. Die Statuten des Vereins sind noch nicht festgesetzt.

— Gestern abend wurde ein gewisser Angelo Pintana in der Rua Cactano Pinto, Braz, von seinem alten Feinde Pedro Sontola angegriffen. Die beiden Gegner kollerten auf dem Boden herum als Pedro plötzlich ein Messer zog und Angelo damit verschiedene Stiche und Schnitte beibrachte. Der Angreifer wurde verhaftet und dem Angegriffenen, dessen Zustand nicht besonders besorgniserregend zu sein scheint, auf der Polizeistation Hilfe geleistet.

— Im Jahre 1898 wurde dem Coronel Galvão de Moura Lacerda die Konzession erteilt, in der Staatshauptstadt eine Rundbahn zu bauen und sie

zwanzig Jahre lang auszunutzen. Diese Konzession wurde aber von dem früheren Präfekten, Antonio Prado annulliert. Nachdem jetzt die Präfektur mit Dr. Felipe A. Gonçalves wieder einen ähnlichen Kontrakt abgeschlossen hat, hat Coronel Moura Lacerda bei dem Handelsgericht gegen diesen Akt seinen Protest eingereicht und verlangt entweder die Giltigkeiterklärung seines Kontraktes oder einen Schadenersatz von 5000 Contos.

— Sonderbare Leute sind die Eigentümer des „Cinema Brasil“ in der Rua dos Andradas Derrico & Bruno. Sie können es nicht leiden, daß man während der kinematographischen Vorführung lacht, und als gestern ein junger Mann es riskierte, bei einer besonders komischen Szene laut aufzulachen, wurde der Miteigentümer des Kintopps, Bruno, so wütend, daß er dem lachdurstigen Jüngling an der Ausgangstür auflanerte und ihn mit Zähnen u. Nägeln angriff. Der Angegriffene hat sich auf der Polizei beschwert. Es heißt, daß es nicht das erste Mal sei, daß Bruno einen Zuschauer wegen seiner Lachlust tötlich „bestraft.“

— Die S. Paulo Railway Company hat dem Staatssekretär des Ackerbaues mitgeteilt, daß sie dem Beispiel der anderen Eisenbahngesellschaften folgen und 200 Contos zum Bau des Industriepalastes beisteuern wolle.

— Das „Diario Official“ der Bundesregierung veröffentlichte gestern ein Dekret, das der hiesigen Firma F. Matarazzo & Co. gestattet, unter dem Namen „Industrias Reunidas Fabricas Matarazzo“ eine anonyme Gesellschaft zu gründen. Das Gründungskapital dieser Gesellschaft ist 8500 Contos in Aktien a 100 Milreis. Die Gesellschaft hat aber das Recht, das Kapital auf 20.000 Contos zu erhöhen und kann das, nach dem Befinden der Direktion, sowohl durch eine Emission oder auch durch mehrere Aktienauflagen geschehen. Diese Gesellschaft, die die Nachfolgerin der Firma F. Matarazzo & Co. ist, wird sich mit jeder Art Handel und Industrie befassen, einschließlich Bankoperationen, doch wird ihr eigentliches Gebiet die Mahlundustrie sein, sowie die Bearbeitung anderer landwirtschaftlichen Produkte, ferner die Weberei und die Färberei. Der erste Präsident dieser Gesellschaft ist Herr Francisco Matarazzo.

— Bei der Entwicklungsfähigkeit des Versicherungswesens wäre es vielleicht angebracht, einen neuen Versicherungszweig zu schaffen zu dem ausschließlichen Zweck, das reisende Publikum vor den durch die Bummelrei der Eisenbahnverwaltungen entstehenden Schäden zu schützen. In der ersten Zeit würde eine solche Gesellschaft wohl nichts verdienen, denn sie würde jeden Tag Entschädigungen zu zahlen haben, aber es würde ihr vielleicht doch gelingen, die Eisenbahnpaschas durch Prozesse zur Raison zu bringen. — Wie wir erfahren hat die deutsche Theatergesellschaft in Curityba ihre Bagage, die selbstverständlich nicht klein ist und von der Eisenbahn nicht gerade gegen „danke schön“ zur Beförderung angenommen wurde, als Eilgut aufgegeben. Bis Itararé ging es auch ganz tadellos. Die die Bagage enthaltenden Waggons befanden sich in derselben Wagenkette, in deren Abteilen die Gesellschaft fuhr. Da hieß es aber auf einmal „stopp“, ein Bagagewagen kann nicht weiter, denn er hat keine elektrische Bremse und wenn er ohne diese Vorrichtung bei Nacht und Nebel auf der Linie der

Sorocabana fährt, dann kann ein Unglück passieren. Unglücksfälle herbeizuführen, ist nun allerdings nicht die Absicht der Theatergesellschaft, aber trotzdem gerieten die Herrschaften in Wut als sie in Itararé die Weisheit verkündet hörten, daß der Bagagewagen ohne die Bremse nicht weiterfahren könne. Wußte man denn in Curityba nicht, daß der Wagen nicht instande war, die Reise bis S. Paulo fortzusetzen? Man mußte das wissen, denn man stellt doch nicht einen Wagen auf gut Stück in den Zug ein: vielleicht geht es, vielleicht geht es auch nicht! zumal einen Wagen, für den man einen so horrenden Preis in Empfang nimmt, wie den, den die Gesellschaft bezahlte. Hat man das Geld für eine Eilfracht angenommen, dann muß der betreffende Wagen auch ohne Unterbrechung bis zur Bestimmungsstation fahren können, oder die Eisenbahn macht sich eines schlimmen Wortbruches schuldig und sie kann sich es nicht verbitten, wenn man ihr ins Gesicht sagt, daß sie das Geld, das den Unterschied zwischen Eilfracht und gewöhnlicher Fracht ausmacht, auf eine unredliche Weise — durch ein falsches Versprechen erworben hat.

Sant' Anna. Mit Sudermanns „Heimat“ wird heute abend das Deutsche Theater in Südamerika im Theater Sant' Anna sein zweites Gastspiel eröffnen. Unsere Leser werden noch mit Freude an den ausgezeichneten Erfolg zurückdenken, den die Gesellschaft im vorigen Jahre mit der „Ehre“ desselben bühnenwirksamen Autors erzielte, mit der damals die Saison begann. Die „Heimat“ steht jenem Stück an Zugkraft nicht nach und wird heute abend um so eher ein volles Haus erzielen, als das Zusammenspiel nichts zu wünschen übrig lassen wird, nachdem die Gesellschaft bereits längere Zeit im Süden gearbeitet hat. Zudem ist ja die Zusammensetzung des Personals, wie wir schon vor mehreren Wochen hervorhoben, derart, daß auch hohen Ansprüchen Rechnung getragen wird. Die Kritiken unserer Kollegen in den Südstaaten sind denn auch durchweg sehr günstig ausgefallen. Wir machen darauf aufmerksam, daß die Vorstellung pünktlich um halb neun Uhr beginnt.

S. Paulo, Donnerstag, den 13. Juli.

— Des morgigen Feiertages halber erscheint die nächste Nummer am Sonnabend.

Verein Deutsche Schule, S. Paulo. Seit langer Zeit hat in der Deutschen Kolonie S. Paulos kein Ereignis die Herzen und Gemüter aller so mit stolzer Freude erfüllt wie neulich die Nachricht, daß der Verein Deutsche Schule ein großes, herrlich gelegenes Grundstück für seinen Schulneubau schuldenfrei erworben hat. Dank der großen allgemeinen Opferwilligkeit sind die Mittel zum Kauf in kürzester Zeit zusammengekommen, ein neues leuchtendes Zeichen für das große Interesse und die weitgehende Sympathie, die der Deutschen Schule überall entgegengebracht werden. Aber es ist noch mancherlei zu tun übrig. Bau und Einrichtung sind zu schaffen, und niemand zaudere mehr, sein Scherflein zur guten Sache beizutragen. Dazu soll der deutschen Kolonie Gelegenheit geboten werden durch ein großes, allgemeines deutsches Schul- und Volksfest, das von dem Verein Deutsche Schule in S. Paulo auf Sonntag, den 6. August 1911, in den bekannten weiten Parkanlagen des Club de Regattas de S. Paulo an der Ponte Grande, die auch dieses Mal dem Verein unentgeltlich zur Verfügung

gestellt wurden, angesetzt worden ist. Das Fest vom Oktober 1909 steht frisch in aller Erinnerung. Wer damals daran teilnahm, dem klingt's heute noch im Herzen wieder von dem prächtigen, imponierenden Verlaufe jener Feier. Und diesmal soll es, wenn es angeht, noch schöner werden. Die Erfahrungen jenes Volksfestes werden für das neue helfen, allen Besuchern eine herrliche Feier mit reichster und lessendster Unterhaltung und Festesfreude zu bieten. Der Vorstand des Vereins lädt daher alle Mitglieder der deutschen Kolonie ein, an dem Feste teilzunehmen und durch Propaganda sowie durch Geschenke für die Tombola zum guten Gelingen beizutragen. Die Geschenke können entweder in der Deutschen Schule, Rua Florencio de Abreu 31, abgegeben oder zur Abholung in den Wohnungen bereitgestellt werden. Das ausführliche Festprogramm werden wir rechtzeitig veröffentlichen. Vorläufig also: keine anderweitigen Verpflichtungen für den 6. August eingehen!

— Das soeben beginnende Gastspiel des Deutschen Theaters in Südamerika, das die Mitglieder der deutschen Kolonie in so erfreulich großer Zahl ins Theater Sant' Anna lockt, läßt in den Damen den Wunsch nach dem Besitze eines Theatermantels rege werden. Diesem Wunsche hat mit bekannter Umsicht die Casa Allemã Rechnung getragen. In einem ihrer Schaufenster ist eine prächtige Auswahl von Theatermänteln, Federboas und dergleichen ausgestellt, und wir sahen gestern die Damen mit bewundernden Blicken die Auslage mustern.

— Zur Abwechslung wieder einmal das Telegraphen-Amt! Wir hatten an unsere Rioredaktion ein Telegramm zu senden, das als Adresse den Namen unseres dortigen Redakteurs und die Angabe unserer Geschäftsstelle trug. Das sind im ganzen fünf Worte, die aber nach einer vor einigen Monaten erlassenen Verfügung des General-Telegraphen-Direktors nur mehr als zwei Worte gezählt werden, da die gesamte Ortsbezeichnung für die Berechnung nur noch als ein Wort gilt. Der Telegraphenbeamte zählte jedoch fünf Worte, und als wir ihn auf seinen Irrtum aufmerksam machten, forderte er uns auf, ihm doch die Bestimmung einmal zu zeigen. Das konnten wir natürlich nicht, denn wir pflegen nicht die gesammelten Werke der General-Telegraphendirektion in der Westentasche mit uns zu tragen. Worauf er uns mit dem gnädigen Vorwurf bedachte, daß „diese Journalisten“ jeden Tag etwas Neues erfinden. Offenbar ist der Beamte auch einer von den pseudohermistischen Schützlingen des Hrn. Rodolpho Miranda!

— Die Fruchthandelsgesellschaft in Boston, Ver. Staaten, will den Fruchlexport nach Nordamerika im großen Stil betreiben. Ihr Vertreter Herr William H. Goldsmith bereist bereits seit einiger Zeit Brasilien und verhandelt gegenwärtig mit dem Ackerbau-sekretär über den Ankauf von geeigneten Ländereien. Der Versuch, von Bahia Orangen nach New-York zu verfrachten, ist vor kurzem gelungen.

— Die Londoner Verlagsanstalt „Lloy's Greater Britain Publishing Cy. Ltd.“ gibt illustrierte Werke mit geographischen, wirtschaftlichen und geschichtlichen Angaben über eine Reihe von Ländern, wie Australien, Siam, Südafrika, Indien, Aegypten etc. heraus. Auch über Brasilien ist ein Buch in Vorbereitung. Die Interessenten sollen die Aufnahme ihrer Angaben in das Buch bezahlen. Kaufmännisch betrachtet, kein schlechtes Unternehmen, an Zuver-

lässigkeit und wissenschaftlicher Gründlichkeit kann es aber an die deutschen Werke von Prof. Sievers u. a. nicht entfernt heranreichen.

— Der 14. Juli, der Jahrestag der Erstürmung der Bastille in Paris, wird alljährlich in Frankreich festlich begangen. Der hiesige französische Konsul hält morgen in den Räumen des französischen Konsulats in der Rua do Rosario Empfang. Der „Cercle Français“ veranstaltet heute Abend einen Ball in der Rua S. Bento No. 79 für die hier wohnhaften Franzosen.

— Das Ackerbausekretariat hat in Ergänzung der Verordnung vom 26. August 1910 nach Vorschlag der Direktion der Sorocabana für die Pakete, die den Empfängern ins Haus zugestellt werden sollen, folgende Taxzuschläge genehmigt: Von 1 bis 10 kg. 1\$600; von 11 bis 20 kg. 1\$800; von 21 bis 30 kg. 2\$300; von 31 bis 40 kg. 2\$700; von 41 bis 50 kg. 3\$200; von 51 bis 60 kg. 3\$600; von 61 bis 70 kg. 4\$000; von 71 bis 80 kg. 4\$500; von 81 bis 90 kg. 5\$000; von 91 bis 100 kg. 5\$400.

— Die Fazenda Araras mit 4520 Alqueiren Kaffee-land und Wald ist in den Besitz eines Konsortiums übergegangen, das als „Companhia Rural de Comercio e Industria“ gestern bei der Handelskammer registriert wurde. Die Gesellschaft will neben dem Kaffeebau auch andere landwirtschaftliche Kulturen einführen, insbesondere aber die Waldungen ausbeuten.

— Schon oft wandten wir uns gegen einen Unfug, der das Publikum sehr belästigt. Gassenjungen huldigen in allen Stadtteilen dem Sport, auf die Trittbretter der Straßenbahn zu springen und in voller Fahrt wieder abzuspringen. Solch ein vorwitziger Bengel kam gestern in der Rua Liberdade zu Fall und verletzte sich erheblich. Ums Haar wäre er unter die Räder gekommen. Sache der Polizei wäre es, hier unerbittlich streng einzuschreiten und die Fahrgäste, namentlich die Frauen, vor dem Schrecken zu bewahren, den jeder Unglücksfall verursacht. Sie könnte auch den Eltern nachdrücklich einschärfen, daß sie für die unüberlegten Dummejungenstreiche ihrer Herren Söhnchen verantwortlich sind.

— Frau Amelia Gonçalves Pinto, die vorgestern in der Rua S. Cactano durch einen Bondwagen überfahren wurde, als sie die Straße überschritt, ist gestern im Allgem. Krankenhaus ihren Verletzungen erlegen. Der Motorführer machte sich aus dem Staube — wie immer.

— Heute nacht stieß in der Rua Theodor Sampaio, in der Villa Cerqueira Cesar, ein Straßenbahnwagen mit einem Fuhrwerk zusammen. Der Kutscher namens Natale Arce, wurde vom Bock geschleudert und im Gesicht und an den Händen ziemlich schwer verletzt. Den Motorführer soll, wie er durch Zeugen beweist, kein Verschulden treffen.

— Falschen Feuerlärm gab es gestern Abend zwischen 8 und 9 Uhr im Triangel. Im Radium-Theater in der Rua de S. Bento geriet ein Film in Brand. Das Publikum merkte nichts davon, auch nicht die Passanten auf der Straße, wohl aber der Polizeiposten. Er machte vorschriftsmäßig sofort Meldung. In 3 Minuten war der Film abgebrannt und jeder Anlaß zur Beunruhigung beseitigt. Auch dies meldete der Soldat sofort. Aber die Feuerwehrmannschaft war bereits mit ihrem neuen Löschzug und Automobilen ausgerückt und wie der Blitz zur Stelle. Nun gab es am Platz Antonio Prado und in den einmündenden Straßen ein Getöse und einen Lärm, sowie

Dr. Stapler

ehemaliger Assistent an der allgem. Polyklinik in Wien; ehem. Chef-Chirurg div. Hospitäler etc. Chirurg am portugiesischen Hospital.

Operateur und Frauenarzt

Rua Barão de Itapetininga N. 4. S. Paulo
Von 1—3 Uhr. Telephon 1407.

einen Menschaufmarsch als ob sich wunder was ereignet hätte. Die Neugierigen kamen nicht auf ihre Kosten. Die Feuerwehr dagegen verdient wegen ihrer Strammheit alle Anerkennung.

Deutsches Theater in Südamerika. Die gestrige Eröffnungsvorstellung des diesjährigen Gastspielzyklus ließ uns lebhaft an die erste Aufführung des Vorjahres zurückdenken. Auch damals wurde Sudermann gespielt, auch damals gewann die Gesellschaft gleich von vorneherein die Sympathien unseres Publikums. Es ist ja alte Theatererfahrung, daß die Werke weniger Bühnenschriftsteller sich so vorzüglich zur Einführung einer Truppe eignen, wie die Sudermannschen. Nicht zu tief und doch auch nicht gar zu leicht, mit großem Bühnengeschick aufgebaut, durch ihre Kontrastierung zweier Welten unserer eigenen Tage im Zuschauer ein aktuelles Interesse weckend, durch ihre Sentimentalität die Tränendrüsen und durch die humoristischen (oder sollen wir sagen: burlesken?) Episoden die Lachmuskeln in angenehmer Wechselwirkung reizend, dazu den konsequenten Lösungen vorsichtig ausbiegend, stellen sie an die Schauspieler nicht allzu hohe Anforderungen, geben ihnen aber Gelegenheit, sich von ihrer günstigsten Seite zu zeigen. Die Herren Blum und Lesing taten daher gut daran, auch diesmal wieder einen Sudermann für die Eröffnungsvorstellung zu wählen.

Die „Heimat“ hat nun auch schon ihre 18 Jahre auf dem Rücken, doch haben ihre Konflikte an Aktualität nicht verloren. Ob der Titel zwingend ist, darüber läßt sich streiten. Mit demselben, oder vielleicht mit noch größerem Recht könnte man das Schauspiel auch „Ehre“ nennen, denn nicht um die Heimat mit ihrer Enge gegenüber der Lebensauffassung der Künstlerin handelt es sich letzten Endes, sondern um die Ehre. Aber jenen Titel hatte Sudermann schon zwei Jahre früher vergeben, und da hier das Wort Heimat oft genug vorkommt, da die Heimat den Baugrund hergibt, so blieb es eben dabei. Diesmal sind es nicht die Ehrbegriffe von Vorderhaus und Hinterhaus, die in Konflikt miteinander geraten, sondern die konventionelle Ehre der guten Gesellschaft, die bei dem Oberregierungsrat von Keller nur etwas Außersichliches, etwas Angelerntes, eine Maske ist, während sie mit dem Wesen des alten Oberstleutnants Schwartz sich aufs innigste verband, und die schablonenwidrige Ehre der Künstlerin, des ungebundenen Menschen, die in der Treue gegen sich selbst besteht. Sudermann vermeidet es nach seiner gewohnten Art, sich für einen der beiden Ehrbegriffe zu erklären und zieht es vor, durch den deus ex machina, wollte sagen durch die Apoplexie die Tragik zu vermeiden. Dabei stehen natürlich die Sympathien des Zuschauers zum Schluß auf Seiten Magdas, die bereit war, ihrer Kindespflicht das schwerste Opfer zu bringen, die aber darüber nicht auch die Pflicht gegen ihr Kind preisgeben durfte. Dieses für ihn so charakteristische Ausbiegen ist es ja, was Suder-

mann niemals zum Vollblutdramatiker werden ließ. Vermögensnachteile hat es ihm freilich nicht gebracht!

Die Aufführung, als Ganzes genommen, machte einen vorzüglichen Eindruck. Fräulein Erica Brunow steht vom Vorjahre her bei unserem Publikum in bestem Andenken. Sie gewann sich auch gestern wieder als Marie durch ihr natürliches und warmes Spiel die allgemeinen Sympathien. Sie soll uns bekanntlich in diesem Jahre auch das Gretchen geben, und wir sind höchst gespannt darauf. Gelingt ihr das mit derselben Meisterschaft, wie ihre Rollen in den bürgerlichen Stücken, so muß man sie als eine ganz hervorragende Künstlerin bezeichnen. Jene Wärme vermißten wir bei Fräulein Elisabeth Wilke zuweilen. Ihr Spiel ließ in einzelnen Szenen kalt, man empfand das Schablonenhafte und kühl Berechnete. Dann freilich wieder fand sie die Töne echter Leidenschaft und vermochte den Zuschauer hinzureißen, namentlich im letzten Aufzuge. Frau Anni Rischikas Art ist uns ja vom Vorjahre her ebenfalls bekannt. Die Rollen, die ihr zufallen, sind gewöhnlich wenig dankbar, und man muß anerkennen, daß sie sich im allgemeinen in erträglicher Weise mit ihnen abfindet, so auch gestern als Frau Oberstleutnant Schwartz. Dagegen erschien uns die Francisca von Wendowski des Frä. Frieda Brock nicht befriedigend. Was zunächst das Äußere anbetrifft, so erscheint eine Dame von Adel, die zu den Gesellschaften des Oberpräsidenten eingeladen wird und in der Lage ist, ihrem Neffen 60.000 Mark Kautions zu stellen, auch in einer Provinzstadt nicht im Kostüm einer Köchin, die zu Markte, oder einer Bahnwärterswitwe, die zur Kirche geht. Wir wissen nicht, ob das vom Autor so vorgeschrieben ist. Wenn ja, dann mußten sich auch die anderen Personen in ihrer Kleidung strenger an die Vorschriften und an die Mode von vor 20 Jahren halten, damit nicht der unangenehme Kontrast von gestern entstand. Hier dürfte die Schuld allerdings weniger an Fräulein Brock als an der Regie liegen. Dagegen geht die übermäßige Karikierung auf Fräulein Brocks Konto, obwohl auch da die Spielleitung, die das Spiel zu dämpfen unterließ, nicht unschuldig ist. Die von Sudermann gewollte Kontrastwirkung ließ sich auch erreichen, ohne der adligen alten Jungfer die „Contenance“ so ganz zu nehmen. In einzelnen Szenen, namentlich wo das verunglückte „Straßenkostüm“ sie nicht zur Uebertreibung reizte, bewies Fräulein Brock übrigens, daß sie nicht notwendig so unwahrscheinlich sein muß.

Den alten Oberstleutnant Schwartz gab Herr Emil Werana. Ihm ging der Ruf eines gereiften Künstlers voraus, und er hat gestern Abend bewiesen, daß dieser Ruf verdient ist. Seine Leistung war wohldurchdacht und wirkungsvoll. Er wird, wenn wir das Prognostikon stellen dürfen, uns im Verlauf der diesjährigen Spielzeit sehr wert werden. Herr Rudolf Werner hatte als Pfarrer Heffterdingk eine nicht ganz leichte Aufgabe. Er wurde ihr gerecht, denn man konnte ihm glauben, daß er Magda meisterte. Und darauf vor allem kam es an. Dagegen war der Oberregierungsrat von Keller des Herrn August Goerner in Spiel und Maske unglaublich. Allerdings wird gelegentlich erwähnt, daß der Dr. von Keller in verhältnismäßig jungen Jahren Oberregierungsrat geworden sei. Aber das berechtigt noch nicht, uns einen jungen Assessor vorzusetzen.

Wir sind überzeugt, Herr Goerner könnte die ganze preußische Bureaucratie absuchen, ohne einen solchen Oberregierungsrat zu finden, wie den seinigen von gestern Abend. Als Assessor freilich war er nicht übel. Den ebenso frischen wie unbedeutenden Leutnant von Wendowski gab Herr Willi Dietrich. Wir hatten an seiner Leistung nichts auszusetzen. Ebensowenig an dem Professor Beekmann des Hrn. Karl Halden und an dem Diener Wilhelm des Herrn Hans Lindegg. Herr Ernst Multa wäre als General von Klebs sogar vorzüglich gewesen, wenn er nicht eine heiße Kartoffel im Munde gehabt hätte. Ein alter ausgeschiedener Offizier kann die zarte Stimme des Reibeisens haben, er kann schnarrend oder gequetscht sprechen, aber nicht wie ein Anfänger aus der englischen Abteilung der Berlitz School.

Die Spielleitung lag in Händen des Herrn Emil Werana. Das Zusammenspiel war ausgezeichnet, die Ausstattung anständig, besonders wenn man in Betracht zieht, daß der eine Dekorationswagen nicht rechtzeitig aus Curityba eingetroffen ist, so daß also ein sehr glücklicher Gesamteindruck zustande kam, zu dem wir der Gesellschaft gratulieren.

Heute Abend geht „Renaissance“ von Schönthan und Koppel-Ellfeld in Szene. Das anmutige Lustspiel wird sicherlich gut gefallen. Morgen folgt „Charleys Tante“, ein Schwank, der nicht die geringsten literarischen Ansprüche erhebt, sondern mit seiner tollen Situationskomik nur zwereffellerschütternd wirken will. Am Sonnabend kommt dann die große Neuheit der Saison, Karl Schönherr's „Glaube und Heimat“. Wir haben uns vor einigen Monaten eingehend mit dem Stück befaßt, das auf allen deutschen Bühnen großen Eindruck machte und bekanntlich den Deutschen Kaiser so begeisterte, daß er Schönherr als den größten deutschen Dramatiker der Gegenwart bezeichnete. Die Aufführung der „Räuber“ am Sonntag beginnt schon um halb acht Uhr, worauf wir besonders aufmerksam machen. Dr. B.

Die Versorgung der Großstädte mit hygienisch einwandfreier Milch. Von Privatdozent Dr. med. Max Seiffert in Leipzig. Zu einer hygienisch einwandfreien Milch gehört neben einem gewissen Prozentsatz an Fettgehalt als Haupterfordernis die Abwesenheit krankheitsregender Keime. Mag die Milch hinsichtlich ihrer Zusammensetzung noch so gut ihren Zweck als Nahrungsmittel erfüllen — dieser Vorteil geht verloren, sobald sich in der Milch ansteckungsfähige Keime befinden. Selbst unter der Voraussetzung, daß die Milchtiere vollkommen gesund sind und bei der Gewinnung der Milch und ihrem Versand die peinlichste Sauberkeit beobachtet wird, läßt sich auf dem langen Wege, den die Milch bis zum Konsumenten der Großstadt zurückzulegen hat, das Eindringen von Bakterien in die Milchgefäße schwer verhindern. Früher suchte man sich durch gründliches Abkochen der Milch gegen Ansteckung zu schützen. Dann machte man die Entdeckung, daß durch die Siedehitze allerdings die in der Milch enthaltenen Bakterien getötet wurden, zugleich aber auch der Nährwert der Milch größtenteils verloren ging. Heute gilt das „Pasteurisieren“, sowie das beständige Kühlhalten der Milch als bester Schutz gegen Krankheitskeime. Seitdem man jedoch die keimtötende Kraft der chemischen Lichtstrahlen entdeckt hat, war das Bestreben darauf gerichtet, diese Kraft für die Versorgung der Großstädte mit hygienisch einwandfreier Milch nutzbar zu machen. Es ist ein unbestreitbares Verdienst

des Verfassers der obengenannten Broschüre, die „Luftsterilisierung“ der Milch technisch so vervollkommen zu haben, daß das Problem, die Milch in ihrem natürlichen, für die Ernährung am besten geeigneten Zustande zu erhalten, ohne die Gefahr einer Verunreinigung durch Ansteckungskeime zu laufen, als gelöst betrachtet werden kann. Die Ausführungen des Verfassers sind auch noch deshalb besonders aner kennenswert, weil in ihnen den Bestrebungen und Erfolgen der amerikanischen Milchhygiene hohe Anerkennung gezollt wird.

S. Paulo, Sonnabend, den 15. Juli.

— Unter den üblichen Feierlichkeiten wurde gestern die ordentliche Session des Staatskongresses eröffnet, nachdem der Kongreß in außerordentlicher Session zum Zwecke der Verfassungsrevision bereits längere Zeit getagt hatte. Den Vorsitz in der gemeinschaftlichen Eröffnungssitzung führte auf Antrag des Senators Duarte de Azevedo das Präsidium der Deputiertenkammer. Um 1 Uhr erschien im Sitzungssaale der Staatspräsident Dr. Albuquerque Lins, begleitet von den Staatssekretären Dr. Padua Salles, Dr. Washington Luiz und Dr. Carlos Guimarães. Der erste Schriftführer der Deputiertenkammer, Herr Nogueira Martins, verlas die Botschaft des Präsidenten, worauf sich die Regierungspersonen wieder entfernten. Das Konsularkorps nahm vollzählig an der Sitzung teil, mit Ausnahme des österreichisch-ungarischen Konsuls, Herrn Dr. Bertoni, der durch Unpäßlichkeit am Erscheinen verhindert war. Auf den Inhalt der Botschaft kommen wir am Montag ausführlich zurück.

— Durch die brasilianische Presse macht ein deutschfeindlicher Artikel aus dem „Grütli“er, der in Zürich erscheint, die Runde. Das Blättchen mit dem deutschen Namen wendet sich gegen den angeblich in der Nordschweiz allmächtigen Pangermanismus. Es sei gut, wenn sich einmal ein deutschschweizerisches Blatt gegen den Verleumdungsfeldzug wende, der deutscherseits gegen Frankreich geführt werde mit der Absicht, Deutschland als einzigen Freund der Schweiz hinzustellen. Die Schweiz unterhalte gute Beziehungen zu allen Nachbarn und könne keinen vor dem andern bevorzugen. Die Rücksichtslosigkeit der Deutschen habe sich bei der Streitfrage über den deutsch-schweizerischen Mehlszoll gezeigt und gebe im Zusammenhang mit dem selbstgefälligen Auftreten der Deutschen sehr zu denken.

Solche Artikel werden von einem Teil der hiesigen Presse mit Behagen abgedruckt. Woher der Wind weht, welche persönlichen Interessen bei solchen Gehässigkeiten verfolgt werden, ist nur zu bekannt. Ein deutscher Verleumdungsfeldzug gegen Frankreich: welch eine Verdrehung. Weiß der Hintermann jenes Artikels nicht, daß Frankreich lange Zeit mit der Schweiz im Zollkrieg lag? Weiß er nicht, wie anlehnende Staaten wie Ungarn, Brasilien, die Türkei von den Franzosen von oben her behandelt werden, wie sich noch jüngst der Präsident von Minas gegen französische Zudringlichkeiten wehren mußte. Sind ihm nicht die lügenhaften Nachrichten anläßlich der Agadirangelegenheiten bekannt? Wir werden darauf noch zurückkommen. Der Grütli“er und seine Hinterleute mögen sich merken: Wir Deutsche, ob Reichsdeutsche oder Oesterreicher oder Schweizer, wollen in friedlichem Wettbewerb mit den Franzosen arbeiten und legen

Gewicht auf gute Beziehungen zu Frankreich. Aber wir wissen auch, wie wir den Verdrehungen französischer Spekulantkreise zu begegnen haben und zahlen ihnen, wenn es nützt, jeden Angriff doppelt und dreifach heim.

— Die Präfektur hat sich um 280 Contos die Anwesen Nr. 8, 10, 12 an der Travessa da Sé für die Stadtgemeinde gesichert. Ueber den definitiven Aukauf soll die Munizipalkammer in ihrer heutigen Sitzung Beschluß fassen.

— Die Nacht vom 12. auf den 13. brachte im Süden und Westen des Staates einen ganz plötzlichen Wettersturz. Abgesehen von den bereits gemeldeten Hagelschauern, sind an vielen Orten Fröste aufgetreten.

— Die „Tribuna“, die größte der in Santos erscheinenden Tageszeitungen, kommt seit gestern in neuem Gewande heraus. Sie hat durch die Firma Bromberg, Hacker & Co. eine Heureka-Rotationsmaschine (Heidelb. Schnellpr.-Fabr. A.-G.) bezogen, auf der sie gestern zum ersten Male gedruckt wurde. Wir hatten schon neulich Gelegenheit, diese ausgezeichnete Rotationsmaschine zu erwähnen, als die Firma Bromberg & Co. in Rio eine ebensolche Lieferung für die Regierung des Staates Minas Gerais zum Drucke des dortigen Amtsblattes ausführte. Die „Heureka“ bedeutet eine Revolution im Rotationsdruck, da sie das teure und zeitraubende Sterotypieren entbehrlich macht und vernütels einer sinnreichen Vorrichtung direkt vom Satz überträgt. Was das für den Zeitungsdruck bedeutet, vermag der Laie gar nicht zu ermessen. Die „Tribuna“ sieht in dem neuen Gewande sehr gefällig aus. Sie erschien 12 Seiten stark, sauber und klar gedruckt. In einer redaktionellen Notiz teilt sie mit, daß das Blatt in Zukunft stets zwischen 8 und 16 Seiten haben wird, daß der Nachrichtendienst erweitert und eine Anzahl wertvoller neuer Mitarbeiter gewonnen wurde, und endlich, daß in Zukunft auch dem illustrativen Teil besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden soll. Unsere wichtige Hafenstadt, deren Einwohnerzahl sich mit Riesenschritten dem ersten Hunderttausend nähert, wird also ein Organ besitzen, das sowohl inhaltlich als auch äußerlich dieser Entwicklung entspricht. Wir übermitteln der geschätzten Kollegin unsere besten Glückwünsche, mit denen wir gleichzeitig solche für die Firma Bromberg, Hacker & Co. vereinigen, die die Aufstellung der Rotationsmaschine so sachgemäß ausführte.

Die Tuberkulose. Ein wichtiges Kulturdokument ist der Bericht, den die englische Kommission zur Erforschung der Ursachen und der Bekämpfung der Tuberkulose vorgestern veröffentlicht hat.

Die Frage, ob Tuberkulose von Mensch zu Mensch, oder auch von Tier zu Mensch übertragen werden kann, ist bisher bestritten gewesen. Auch herrschte Unsicherheit, ob die Ansteckung nur durch die Lunge, oder auch den Magen geschieht. Koch und von Leyden standen sich hier gegenüber. Die Lösung konnte nur durch langjährige zahlreiche Beobachtungen in der Praxis gefunden werden, ferner durch fortgesetzte klinische Versuche und durch das Tierexperiment.

Die englische Kommission hat 10 Jahre Studium auf die Sache verwendet und sie kommt zu wichtigen Schlüssen.

Die Tuberkulose des Menschen und der Tiere sind dem Wesen nach identisch, nur verschieden in den Erscheinungsformen. Die Affen, welche mit Tuber-

kelbazillen geimpft werden, entwickeln das gleiche anatomische Krankheitsbild wie der Mensch.

Die Ansteckung findet deshalb nicht nur von Mensch zu Mensch, sondern auch von Tier zu Mensch statt. Wiederholt hat man im menschlichen Körper Bazillen gefunden, die die gleichen Erscheinungen aufwiesen wie Bazillen, welche sich im Tierleib entwickeln, insbesondere ist dies bei der bösartigsten Form, der Lungenschwindsucht, der Fall. Es konnte nachgewiesen werden, daß der Ursprung der Krankheitserreger bei solchen Fällen in der Kuhmilch lag.

Die Form der Tuberkulose, wie sie sich speziell beim Menschen entwickelt, wird nur durch wenige Tiere ohne weiteres übernommen, besonders durch die höherstehenden Affen. Sehr zu beachten ist aber, daß in manchen Drüsen der Schweine sich vollkommen gleiche Bazillen vorfinden.

Kinder werden häufiger durch tierische Bazillen infiziert als Erwachsene. Das mag darin seinen Grund haben, daß Kinder eben mehr Milch konsumieren. Die Tuberkulose der Erwachsenen ist fast ausschließlich vom Menschen übertragen. Der menschliche Organismus ist also in der Lage, eindringende tierische Bazillen in der Jugend und in späterer Zeit zu vernichten, besitzt aber weniger Widerstandskraft gegen die Menschenbazillen. Auffallend ist, daß die Kehlkopftuberkulose fast immer beide Formen aufwies.

Es steht nun zweifellos fest, daß die Tuberkulose durch Milch und durch Fleisch übertragen wird, daß namentlich schwer die Kinder darunter leiden. Die Folgerungen für eine weitschauende und umsichtige Gesetzgebung und namentlich praktische Handhabung der Gesetze ergeben sich von selbst.

Radium. Interessant sind die Bilder der heutigen Darstellung: „Sport in Indo-China“, „Die Ehre des Verstorbenen“ und „Ein gutbewachtes Haus“.

Iris. Wenn daran liegt, sich einmal ordentlich auszulachen, sehe sich heute die Bilder: „Pick-Nick liebt die Blumen“ und „Die Erziehung Eutrippes“ an, ferner das Drama: „Die Wechsler“.

São José. Die Gesellschaft Aguglia brachte gestern das sicilianische Drama: „Malia“ mit gutem Erfolg zur Darstellung. Heute: „Gli ultimi barbari“.

Polytheama. Die venetianische Gesellschaft des berühmten Zago feiert große Triumphe mit ihren Aufführungen italienischer Volksstücke. Gestern gab sie das Lustspiel „I Recini da festa“ die Liebesgeschichte eines armen Gondelführers, welches speziell für Zago geschrieben war. Die Künstler machten ihre Sache gut und das Publikum knauserte nicht mit Beifall. Heute abend: „La famegia Lorini“ von Gallina.

Casino. Guter Besuch und flottes Spiel gestern abend. Nach Schluß der heutigen Vorstellung wird ein Kostümball veranstaltet.

Bijou-Theater. Das heutige Programm enthält u. a.: „Bilder aus dem schottischen Hochland“ und den farbigen Film „Radgrüne“.

S. Paulo, Montag, den 17. Juli

— Der hiesige k. u. k. österreichisch-ungarische Konsul, Herr Dr. Karl Bertoni, der, wie er innerlich, mit der Verwesung des k. u. k. Generalkonsulats in Rio de Janeiro beauftragt worden ist, wird S. Paulo voraussichtlich am 23. d. M. verlassen. Unter den Mitgliedern der hiesigen österreichisch-ungarischen Kolonie hat sich ein Festkomitee für die Veranstaltung einer Feier zum Ab-



**Schaffen Ordnung und Uebersicht in jeder
:: Geschäfts- und Privat-Registratur ::
Alleinverkauf für einige Länder Uebersee
an kapitalkräftige Firmen noch abzugeben**

Verlangen Sie Offerte und Muster von

**Fabrik Stolzenberg G. m. b. H.
Oos Baden.**

schied des Herrn Dr. Bertoni und gleichzeitig zum Empfang seines Amtsnachfolgers, des Herrn Konsuls Rémy-Brsencovich von Szillas, gebildet. Die Feier soll voraussichtlich am 22. d. M. stattfinden und in einem Bankett im großen Saale der Gesellschaft Germania stattfinden. Eine Subskriptionsliste liegt in der Geschäftsstelle der „Deutschen Zeitung“ auf. Bei den großen Verdiensten, die sich Herr Dr. Bertoni um die in unserem Staate lebenden Angehörigen der Donaumonarchie und um die Förderung der Handelsbeziehungen zwischen Oesterreich-Ungarn und Brasilien erworben hat, steht zu erwarten, daß kein hier lebender Oesterreicher oder Ungar die Gelegenheit vorübergehen lassen wird, an dieser Ehrung teilzunehmen, die ja zugleich auch Gelegenheit gibt, den neuen Konsul kennen zu lernen. Wir sind überzeugt, daß auch Nichtlandsleute des Herrn Dr. Bertoni zu dem Bankett erscheinen werden, denn der scheidende Konsul hat es wie wenige verstanden, die Sympathien weiter Kreise zu erwerben. Für die Oesterreicher und Ungarn ist es jedenfalls Ehrepflicht, durch zahlreiche Beteiligung zu beweisen, daß sie hinter den Reichsdeutschen nicht zurückstehen wollen.

— Die Handelsangestellten agitieren, wie erinnerrich, seit einiger Zeit mit großer Energie für die Festlegung der Arbeitszeit in den offenen Geschäften. Ihnen haben sich die Angestellten der Cafés, Restaurants und Hotels angeschlossen. Der Municipalrat, an den sie sich mit einem diesbezüglichen Gesuch gewandt haben, hat das Gutachten dreier Rechtsanwälte und der des juristischen Beirats der Präfektur eingefordert. Beide Gutachten sprechen sich dahin aus, daß die Frage durch Municipalverordnung geregelt werden kann. Der juristische Beirat, Dr. Avellar Brandão, erklärt sogar, eine derartige Verordnung zu erlassen. Trotzdem will Herr Nicanor do Nascimento in der Kammer einen diesbezüglichen Gesetzentwurf einbringen. Wie dem auch sei: die Arbeitszeit wird nun wirklich so oder so geregelt werden, und das ist schließlich die Hauptsache.

— Ein bekannter Spitzbube namens Olaf José Coutinho hatte auf der Straße einen Wortwechsel mit einem alten Gegner. In Ermangelung eines Rasiermessers nahm er sein Schießisen zur Hand und feuerte es auf seinen Gegner ab. Diesem verschlug

die Schießerei zwar nicht viel, nur ein Loch im Ärmel beeinträchtigt etwas seine äußere Erscheinung. Dagegen traf eine Kugel ihren Mann und zwar einen jungen Kaufmann namens Francisco Misselli, der zufällig des Weges kam. Der Verwundete wurde ins Krankenhaus gebracht und ringt dort mit dem Tode. Warum auch nicht? Platz da auf den Straßen für die Herren Spitzbuben, Rasiermesserträger und Revolverträger!

Am Samstag fand die Probebeleuchtung der Avenida Brigadeiro Luiz Antonio statt, die vollkommen zufriedenstellend ausfiel. Die „Light and Power“ wendet ein neues System von Westinghouse „Flammhogen“ an. Die Lichtstärke der Lampen ist bedeutender als bei den bisher gebräuchlichen Beleuchtungskörpern. Das Licht ähnelt dem Sonnenlicht. Vom Sonntag ab beginnt die regelmäßige Straßenbeleuchtung die ganze Nacht hindurch. Auch die Beleuchtungsanlagen in der Avenida Martinho Prado Junior, Avenida Paulista, in Agua Branca, Lapa und Penha gelangen jetzt zur Ausführung.

Eine begrüßenswerte Maßregel traf nach vorheriger Besprechung mit der Bundesregierung das Ackerbausekretariat. Es wurden zwei landwirtschaftliche Wanderlehrer engagiert, welche im Lande umherreisen und die Landwirte theoretisch und praktisch mit den besten Methoden der Butter- und Käseerzeugung vertraut machen. In Nordamerika hat sich dieses Verfahren sehr gut bewährt. Und gerade auf dem Gebiete der Milchwirtschaft ist bei uns noch viel zu tun. Auch neue Sorten von Baumwollsaamen, Getreide und Bataten sollen im Laufe des Jahres nach vorheriger öffentlicher Bekanntmachung an die Landwirte verteilt werden. Die Einführung neuer Sämereien scheint uns sehr angebracht zu sein, aber die Verteilung an die Landwirte dürfte praktisch zum Mißerfolg führen. Die neuen Samen müssen sich akklimatisieren. Das geschieht aber nicht schon im ersten oder zweiten Jahr. Im ersten Jahre können die schönsten Ergebnisse erzielt werden, in den anderen nimmt die Ergiebigkeit ab. Auch umgekehrt wurden Erfahrungen gemacht. Anfangs kümmerlich gedeihende Pflanzen entwickeln sich oft im Laufe der Jahre mit fortschreitender Akklimatisierung zu üppigen Kulturen. Der praktische Landwirt aber will und muß verdienen, er muß die Eigenschaften seiner Aussaat kalkulieren können. Gewöhnlich wird er nicht die Zeit oder die Mittel haben, langjährige Versuche zu machen. Auch kann er sich weniger leicht die Angaben über die Pflanzenzüchtung und die besten Kulturmethoden verschaffen als die Behörden. In dieser Beziehung dürften sich die landwirtschaftlichen Versuchsstationen besser zur Einführung neuer Kulturen eignen. Der Landwirt wird gewöhnlich, sobald er ein schlechtes Resultat erzielt hat, aufhören mit der neuen Kultur. Die Stationen können die Versuche fortsetzen. Sie riskieren keine Existenz. Und warum soll schließlich der Landwirt zweimal Geld ausgeben, um die Kulturergebnisse zu erfahren, einmal als selbständiger Forscher und dann als Steuerzahler für die Unterhaltung der Stationen. Anders liegt die Sache bei wohlhabenden Großgrundbesitzern, die an sich in günstigeren Verhältnissen arbeiten. Noblesse oblige!

In einem Hause an der Rua Augusta kam es am Freitag morgen zu einem aufregenden Auftritt. Der Droschkenkutscher Spizari, der seit längerer Zeit sich wegen geschäftlichen Differenzen mit dem

Kaufmann Luiz Seffa verfeindet hatte, drang gewaltsam in dessen Haus ein und gab einen Schuß ab, ohne zu treffen. Er schoß dann noch viermal auf die herbeieilende Frau des Herrn Seffa, glücklicherweise wieder ohne zu treffen. Nach dieser Heldentat riß er aus und war nicht mehr zu sehen. Untersuchung ist eingeleitet.

Die bekannte portugiesische Schriftstellerin Olga Sarmiento, welche die „Ilustração Portuguesa“ redigiert, will zusammen mit der einheimischen Pianistin Frau Kendall eine Konferenz über Schubert und Schumann abhalten. Hierbei werden charakteristische Stücke der beiden deutschen Komponisten vorgelesen. Die Konferenz findet am 23. d. M. in dem oberen Saale des Konservatoriums statt.

Am Samstag fand zwischen dem Staatspräsidenten, dem Ackerbausekretär und Herrn Ingenieur Samuel das Neves, der die Umgestaltung der Rua Libero Badaro leitet, eine Besprechung statt. Nach den vorgelegten Plänen wird die Straße definitiv in der Weise ausgebaut, daß an Stelle der niedergelegten und noch zu beseitigenden Häuser zwei Häuserblöcke geschaffen werden. Jeder Block wird ein einheitliches architektonisches Bild nach Art eines großen Palais gewähren. Zwischen ihnen wird die Straße auf eine längere Strecke freigelegt, so daß sich der Ausblick auf das herrliche Municipaltheater bietet. Auch in der Avenida Paulista regt sich. Die Präfektur erwarb von Herrn Francisco Matarazzo den Paulistapark um 350 Contos und gegenüber von Herrn Manuel Borges de Figueiredo ein großes Grundstück um 76 Conto. Hier soll ein reizvoller Park mit einem Ausblick auf die Stadt und die Cantareirakette geschaffen werden.

Wider Erwarten siegte bei dem gestrigen Wettspiel um den Pokal „Penteadó“ die Germania über die Palmeiras und zwar mit 4:3 Toren und dies günstige Resultat wäre noch ein glänzenderes geworden, wenn nicht der Schiedsrichter parteiisch und unfähig gewesen wäre. Germania spielte am Schluß nur noch mit 9 Leuten, nachdem erst Gerhardt II infolge einer Stirnverletzung den Platz hatte verlassen müssen und dann während der zweiten Spielhälfte auch José Vaz Porto infolge einer richtigen, scheinbar absichtlich von Palmeiras hervorgerufenen Balgerei das Feld verließ. Germania zeigte endlich nach langer Zeit mal wieder, welch' guter Kern in ihren Spielern steckt; der neue Stürmer Baumgardner, welcher das erste unhaltbare Tor stieß, zeigte erstklassiges Spiel, der „Veteran“ Kirschner war, trotz fehlendem Training, auf seinem Platz, wie in früherer Zeit, Gronau, wie immer vorzüglich, kaltblütig und überlegend, hielt, was irgend zu halten war, aber auch sämtl. übrigen Spieler zeigten endlich einmal tadelloses Zusammenspiel. Was beim letzten Spiel gegen Paulistano zu tadeln war, wurde diesmal vollständig vermieden. Jeder war auf seinem Platz und zwar voll und ganz. Hoffentlich läßt sich Germania durch den gestrigen Sieg anspornen, sich noch mehr solcher Triumphe erfreuen zu können. Palmeiras verlegte sich, als es die Ueberlegenheit der Germania sah, auf brutales Spiel, welches den lebhaften Unwillen des zahlreich erschienenen Publikums hervorrief. Die Sympathien sämtl. Zuschauer waren, und zwar, mit Recht auf Seiten der Germania. Spieler wie Deodoro, gehörten von der Liga disqualifiziert zu werden.

Das Fest ihrer silbernen Hochzeit begehen heute Herr Carlos Schlafke und Frau Gemahlin. Wir übermitteln dem Jubelpaare unsere besten Glückwünsche zu diesem Festtage.

Munizipien.

Vom 11. Juli

Santos. In der Beleidigungsklage, welche Herr Hermann Reipert gegen Willy Bötzel angestrengt hatte, wurde dieser vom ersten Rechtsrichter zu einem Monat Gefängnis und 150 Milreis Geldstrafe verurteilt.

— Aus Wut über unerwiderte Liebe, welche Benedicto Feijo der 20 Jahre alten Spanierin Maria Rodrigues entgegenbrachte, begab er sich gestern Abend vor ihre Wohnung in der Rua Xavier da Silveira 28 und schoß, als er ihrer ansichtig wurde, sämtliche Patronen seines Revolvers auf sie ab. Nicht genug damit, schlug der Ummensch noch mit dem Kolben der am Boden Liegenden mehrere Male auf den Kopf. Er wurde in flagranti festgenommen. Die Verwundung der Maria ist glücklicherweise nicht schwer.

Campinas. Als vorgestern Abend ein heftiges Unwetter über die Stadt und Umgebung losbrach, wurde auf der Fazenda „Espirito Santo“, Eigentum des Herrn Antonio de Castro Prado, die Schwarze Benedicta durch einen Blitzstrahl getötet.

Vom 12. Juli

Santos. Die Sanierungskommission arbeitet unablässig an der Sanierung der Stadt. U. a. beginnt sie jetzt mit größeren Anpflanzungen. Die Setzlinge sind bereits bei der Forstbehörde bestellt.

— Aus einer alten Statistik erfahren wir, daß in der Zeit vom Jahre 1850 bis 1873, also in 23 Jahren über Santos 6018 331 Sack Kaffee à 5 Arroben verschifft wurden. Rechnen wir heute für jeden ein Gewicht von 60 Kilos, so ergibt das 7.522.663 Sack. Von 1874 bis 1895 betrug die Ausfuhr 48.100 506 Sack, was einen jährlichen Durchschnitt von 1.068 900 bedeutet. — In diesen 45 Jahren gingen nach Nordamerika 10.865 052 und nach Argentinien 691 042 Sack, der Rest wurde von Europa konsumiert.

— Mit einem Kapital von 225 Kontos wird hier eine Weberei zur Herstellung der bisher vom Auslande bezogenen gestickten Stoffe errichtet. Das Kapital ist bereits voll gezeichnet. Außer dieser Fabrik sind in Santos mehrere Kompagnien für den Frucht- und Kaffeeexport gegründet worden, was für diese Stadt ein Emporblühen der Industrie zur Folge hat.

Bragança. Der Kaffeeernte droht neben dem ungünstigen Wetter eine neue Gefahr. Aus mehreren Fazenden kamen über 100 Kolonisten in der Stadt zusammen und veranstalteten eine Demonstration. Sie verlangen bessere Behandlung, mehr Bewegungsfreiheit und vor allem höheren Lohn. Es ist leicht möglich, daß sich die Lohnbewegung anderen Fazenden mitteilt.

São Carlos. Der Polizeisoldat des 4. Bataillons Sebastião de Souza, machte der 15jährigen Albina Constantina, Tochter eines Schulmachers, den Hof und hielt bei ihren Eltern um ihre Hand an. Als ihm diese verweigert wurde, nahm er Urlaub und entführte die Kleine nach S. Paulo. Hier wurde das Pärchen erwischt und sieht jetzt mit Vergnügen der polizeilichen Trauung entgegen.

Vom 13. Juli

Santos. Die radiographische Station auf dem Monte Serrat bei Santos wird in den nächsten Tagen dem Verkehr übergeben. Die Versuche haben ergeben, daß die Verbindung mit den Schiffen auf hoher See tadellos funktioniert.

— Auf der Heimkehr aus Buenos Aires nach Rio de Janeiro starb auf hoher See an Bord des holländischen

Dampfers „Zelandia“ der Marinesekretär Olympio de Mello. Er wurde in Santos beerdigt.

Campinas. Die Streitigkeiten zwischen der Paulista u. Mogyanaeisenbahn werden auf gütlichem Wege mehr und mehr beigelegt. Die Paulista verlängert ihr Geleise von Santa Verdiana bis Sage. Die Station an der Kreuzungsstelle mit der Mogyana wird von der letzteren errichtet. Dagegen wird die Bahn von Katahy nach Pivaju, welche der Mogyana gehört, eine Verbindung zu der Paulistastrecke Rincão-Pontal erhalten, wahrscheinlich bei Guataparã. Die Kreuzstation wird hier von der Paulista gebaut.

Piracicaba. Bei der Station Recreio wurde ein Schwarzer, der sich auf den Schienen schlafen gelegt hatte, am vergangenen Sonntag von einer Lokomotive der Zuckerfabrik Piracicaba überfahren und ganz in Stücke gerissen. Der Zugführer konnte bei dem dichten Nebel die Strecke nicht übersehen und als er den Schlafenden bemerkte und Gegendampf gab, war es bereits zu spät. Der Name des Verunglückten ist unbekannt. Es wurden nur eine Schnapsflasche und etwas Lebensmittel bei ihm vorgefunden.

Limeira. Die hiesige „Companhia Industrial“ erhielt die Mitteilung, daß während des folgenden Monats ihr gesamtes im Auslande bestelltes Material verladen wird. Dieses besteht in den Maschinen neuester Konstruktion für die Hutfabrikation, durch welche täglich bis zu tausend Hüte angefertigt werden können, sowie in der vollständigen Einrichtung einer Streichholzfabrik.

Nova Europa. Der Kolonist Gongorowsky ist seit einiger Zeit mit dem Kolonisten Ploczicky verfeindet. Ohne ersichtlichen Anlaß drang er gestern vormittag im Hause des letzteren ein, fand aber nur die Frau vor. Der Rohling hieb sie mit seinem Messer ohne weiteres nieder. Auf ihr Hilferufen kam Ploczicky herbei. Auch diesen stach er zusammen, sodaß der Tod sofort eintrat. Auch die Frau gab nach kurzer Zeit ihren Geist auf. Nach der feigen Mordtat wollte der Verbrecher natürlich entfliehen, wurde jedoch durch den Koloniedirektor Salling festgenommen und nach Ibitinga ins Gefängnis geliefert. Die Abschaffung der Todesstrafe wird von solchen Elementen weidlich ausgenützt.

Faxina. Schweizer Kapitalisten erwarben die große Fazenda des Herrn Theodoro do Amaral Camargo. Auch im Munizip Faxinal soll die 4000 Alqueiren große Fazenda des Herrn Candido de Camargo angekauft werden. Diese Fazenden sollen in Lose eingeteilt und mit ca. 200 Schweizer Familien angesiedelt werden.

Amparo. Die Casa Allemã errichtet nun auch in Amparo eine Filiale. Sie hat bereits einen Vertreter zur Installation des Geschäfts dorthin entsandt.

Pitangueiras. Vorgestern wurden Stadt und Munizip Pitangueiras gleichfalls von einem heftigen Hagelsturm heimgesucht. Der Schaden ist beträchtlich. Insbesondere litten die Kaffeebäume sehr. Gestern kam wieder, allerdings ein schwächerer Hagel.

Vom 15. Juli

Campinas. Die Mogyanalinie gibt in der Zeit vom 1. August bis 30. September Ausflugsbillete heraus, die bis 30. Oktober Gültigkeit haben und eine Preisermäßigung von 30 Prozent genießen. Ausgaborte sind: Campinas, Amparo, Socorro, Serra Negra, Mogy-mirim, Itapira, Casa Branca, Sapucahy, Esp. Santo do Pinhal, S. José do Rio Pardo, Mococa, Guaxupé, S. Simão, Ribeirão Preto, S. Joaquim, Batataes und Franca. Ferner werden die Fahrkarten in S. Paulo (Englischer Bahnhof und Braz) und in Jundiahy ausgegeben.

Weltverein

Jedem nützlich!

Keine Aufnahmegebühr!

Prospekte von der

Centrale des Weltvereins, München, Auenstr. 64, I.

Vom 17. Juli

Amparo. Gestern starb hier unser Landsmann Wilhelm Hadler im Alter von 56 Jahren, der ein gutgehendes Hutgeschäft betrieb. Er hinterläßt eine Witwe mit zahlreicher Familie. Friede seiner Asche.

Itatinga. Unter der Beteiligung zahlreicher Landwirte fand gestern die Gründung einer Landwirtschaftsbank statt. Die Munizipalkammer unterstützt das Unternehmen und zeichnete gleichfalls Anteile.

Bragança. Der Sekretär der Arbeiterliga in Bragança, welcher den Streik der Kolonisten ins Werk gesetzt hatte, wurde verhaftet.

— Zwei Führer der Arbeiterliga, Luciano Condido Ribeiro und Julio Gonçalves sind aus S. Paulo hier eingetroffen. Desgleichen 30 Mann Soldaten.

— Hinter dem Streik der Kolonisten stehen Politiker. Auch religiöse Ketzereien spielen mit. Führer der Bewegung sind — ein Kapitalist und ein Advokat. Arbeitsniederlegungen auf einzelnen Fazenden der Umgebung sind in den letzten Jahren wiederholt vorgekommen.

— Die ausständigen Kolonisten verhalten sich ruhig. Die Unzufriedenheit mit den jetzigen Lohnverhältnissen zeigt sich fast auf allen Fazenden der Umgebung. Die Kolonisten beschwerten sich über unredliche Manipulationen der Fazendeiros bzw. deren Verwalter. Der Erntelohn, der bekanntlich im Akkord gezahlt wird, verringert sich dadurch, daß die Gefäße mit angeblich 1 Alqueire Inhalt tatsächlich 70 Liter enthalten. Der Lohn für die richtig gemessene Alqueire müsse aber mindestens 700 Reis, statt der bisher gezahlten 500 oder 600 Reis betragen, die an eine Wiederaufnahme der Arbeit zu denken sei. Lieber würden die Kolonisten von den Fazenden wegziehen. Entgegen den bisherigen Meldungen bestreiten die Streikenden entschieden jeden Zusammenhang mit Politik oder den Bestrebungen der Arbeiterliga. Die Lohnbewegung sei völlig spontan, völlig selbständig.

Jacarehy. Die Errichtung einer Strümpfe-Fabrik ist jetzt beschlossene Sache.

Vom 18. Juli

Santos. Hafenstatistik für Januar bis Juni:

Einlaufende Dampfer	1910	1911
Brasilien	288	282
England	167	198
Italien	96	104
Deutschland	56	59
Frankreich	59	57
Holland	28	27
Oesterreich	25	23
Spanien	26	15
Andere Länder	14	16

Gesamttonnengehalt 1910 1.627.099, 1911 1.804.470.

— Die Companhia City will von S. Vicente bis zum großen Stand eine Schwebebahn errichten. Sie soll über die Brücke führen, die zurzeit von der Sanierungskommission über den Kanal von S. Vicente geführt wird. Eine Kommission der Munizipalkammer verhandelte gestern mit dem Direktor

Dr. Miguel Preasgeave über das Projekt.

— Die Einfuhr im ersten Halbjahr 1911 im hiesigen Hafen betrug 95.678:395\$ gegen 66.599:125\$ in dem gleichen Zeitraum des Vorjahres. Die Ausfuhr betrug 131.234:945\$ gegen 3.235:421\$. Der gewaltige Unterschied in der Ausfuhr rührt von den Kaffeevershiffungen her, die heuer im ersten Semester vorgenommen wurden: 129.505:341\$ gegen 2.633:389\$ im ersten Semester 1910. Bedeutung für die Santenser Ausfuhr hatten noch Kleie 946:626\$, Bananen 322:411\$, Gummi 117:844\$.

Mogy das Cruzes. Die Zentralbahn versteht ihr Geschäft. Sie bemüht sich mit Erfolg, den Leuten das dumme kostspielige Reisen abzugewöhnen. Das zeigte sich am Sonntag recht deutlich. An diesem Tage reisten viele Ausflügler in der Frühe nach Mogy das Cruzes. Jede andere umsichtige Eisenbahnverwaltung hätte für den am Nachmittag zu erwartenden Andrang für die Retourzüge Vorsorge getroffen. Die Zentralbahn, welche erzählerisch auf das Publikum einwirken will, dachte anders. Der Zug kam von Jacarehy bereits vollbesetzt. Den wartenden Damen wurden in liebenswürdiger Weise von den mitfahrenden Herren Sitzplätze eingeräumt. Die Herren reisten entweder stehend oder in zweiter Klasse, die ebenfalls überfüllt war. Selbstverständlich erhielten die Passagiere den Unterschied der Fahrkarten erster und zweiter Klasse — nicht vergütet. Es wäre wirklich an der Zeit, daß der Verkehrsminister Seabra auch bei dieser Bahn einmal Ordnung schaffen wollte.

Jahú. Hiesige Damen veranstalteten eine Versammlung, um über die Errichtung einer Morphinistenheilstelle zu beschließen. Der Gedanke fand allgemein Anklang.

Piracicaba. Im Munizip Piracicaba stieg die Baumwollproduktion bedeutend, im Gegensatz zu anderen Munizipien, wo der Anbau zurückging. Die Faser wird ausschließlich im Inland verarbeitet.

Poços de Caldas. Der Spiritismus scheint hierzulande merkwürdige Folgen zu zeitigen. Erst gestern berichteten wir von der Mordtat einer Spiritistin. Heute wird ähnliches aus Poços de Caldas gemeldet. Weil er seine Meinung über spiritistische Angelegenheiten nicht teilte, brachte der frühere Polizeisoldat Adalberto Feitosa den Kolonisten Sazaro Finachi einfach um. Eine gewiß recht nachdrückliche Beweisführung. Der Mörder wurde ausnahmsweise gefaßt.

„Wien West“ Blätter für Heimatkunde erscheinen acht mal jährlich. Pränumeration 2 Franken 50 cs Probe Nummern unentgeltlich, desgleichen Auskünfte über Wien gegen Rückporto. **Adr. Wien West in Wien XIII. 5. Bahnhofstrasse 22.**

Glas schneiden und bohren kann man mit gewöhnlichen Stahlwerkzeugen, wenn man Terpentinöl zu Hilfe nimmt. Mit einem gewöhnlichen Drillbohrer kann man Glas wie eine Metallplatte durchbohren, wenn man die betreffende Stelle mit einigen Tropfen Terpentinöl befeuchtet. Ebenso lassen sich mit einer Feile alle Unebenheiten an den Rändern einer Glasplatte entfernen.

Bundeshauptstadt.

Rio, Mittwoch, den 12. Juli

RIO, Dienstag den 11. Juli.

— Wie die „Tribuna“ erfährt, hält sich wieder ein Abgesandter der spanischen Regierung in Brasilien auf, der die Lage der spanischen Kolonisten studieren soll. Da es sich diesmal um einen Kenner Brasiliens handelt und um keinen Marineleutnant, so dürften die Informationen wohl anders ausfallen als die des Herrn Gamboa Navarro und vielleicht auch die Aufhebung des Auswanderungsverbotes herbeiführen.

— Unter dem Vorsitz des Generals Cactano de Faria versammelte sich die Kommission, die für den militärischen Unterricht einen neuen Plan ausarbeiten soll.

— Der Bundespräsident besuchte gestern persönlich den Deputierten für Para Raymundo de Miranda, der seit einigen Tagen erkrankt ist.

— In der gestrigen Kongreßsitzung waren ganze einundsiebzig Deputierte erschienen. Es wurden wieder zur Abwechslung einige nichtssagende Reden geschwungen. Wir möchten nur wissen, wenn das hohe Haus eigentlich beschlußfähig werden wird.

— Vor einiger Zeit wurden verschiedene Beamte in Alto Purus entlassen. Jetzt hat es sich herausgestellt, daß die Regierung von interessierten Politikern falsch informiert war. Der Präsident will sie wieder in ihre Ämter einsetzen.

— Heute tritt der Bundespräsident auf dem Kreuzer „Bahia“ seine Reise nach Bahia an. Der Panzer „S. Paulo“ ist schon gestern in See gegangen. Wir wünschen dem Landesehef recht glückliche Reise.

— Einbrecher drangen gestern Nacht in das Warenlager der Firma Lavy & Cie., indem sie über eine Mauer kletterten und die Hintertür öffneten, nachdem sie die eiserne Schutztür erbrochen hatten. Ihre Arbeit war aber ohne Erfolg, denn beim Durchsuchen der Schränke und Schubladen fiel ihnen nichts in die Hände. Der erste Angestellte, welcher morgens die Türen erbrochen fand, machte seinen Chefs sofort Mitteilung, und diese avisierten die Polizei. Es wurden die nötigen Schritte getan, der Einbrecher habhaft zu werden.

— In Rio häufen sich die Einbruchsdiebstähle in beängstigender Weise. Es vergeht kein Tag, an dem der Polizeibericht nicht einige Einbrüche zu melden hätte. Vorgestern Abend versuchten Freunde fremden Eigentums in ein Armazem an der Praça do Lázaro einzudringen. Von dem Eigentümer, Joaquim Nunes, überrascht, haben sie auf ihn Schüsse die Hände, was mitnehmerswert gewesen wäre. Der ab und verwundeten ihn am Leib sehr schwer. Den Verbrechern gelang es zu entkommen.

— Die brasilianischen Esperantisten haben Herrn Dr. Benjamin Colluci zu ihrem Vertreter auf dem siebenten Esperantisten-Kongreß, der in Antwerpen tagen wird, ernannt. Die Anhänger der neuen Welt-sprache gaben ihm zum Abschied ein großes Bankett.

— Die von Dr. João Lustoza entworfenen Pläne zur Vergrößerung der hauptstädtischen Wasserleitung sollen in einem Monat fertig werden. Nach dieser Vergrößerung wird die Wasserleitung imstande sein, die Bedürfnisse des Publikums voll zu befriedigen. Bisher hat es mit der Leitung immer etwas gehabert.

— Im letzten Ministerrat hat der Bundespräsident auch das Dekret unterzeichnet, das die Körperstrafen in unserer Kriegsmarine abschafft. Diese Züchtigungen gaben bekanntlich mit Anlaß zu der Meuterei auf den Kriegsschiffen Ende November vorigen Jahres. Sie waren, wie heute nicht mehr bezweifelt werden kann, nicht der Hauptgrund, sondern wurden von den Hetzern, die dann während des Belagerungszustandes Rio zu verlassen für gut fanden, nur benutzt, um die Matrosen aufzuwiegeln und für die dunklen Zwecke der Gegner der rechtmäßigen Regierung zu ködern. Natürlich kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Körperstrafen mit unserer Verfassung nicht in Einklang zu bringen sind, und deshalb wurde auch ganz allgemein die Forderung nach ihrer Abschaffung erhoben. Daß diese erst jetzt erfolgt ist, wird mit Gründen der Disziplin entschuldigt. Man sagt, daß die sofortige Beseitigung damals als Schwäche der Regierung ausgelegt worden wäre. Wir halten diese Begründung nicht für stichhaltig. Die Beobachtung der Vorschriften der Verfassung ist niemals eine Schwäche, und wenn auch in Wirklichkeit seit der Meuterei in der Marine nicht mehr geprügelt worden ist, so wäre es uns doch sympathischer gewesen, wenn die Regierung die Disziplinarvorschriften alsbald mit der Grundlage unserer ganzen staatlichen Existenz in Einklang gebracht hätte. Im übrigen: Better late than never!

— Die Gerüchte über ein Unglück auf dem englischen Postdampfer „Amazon“, die in der Stadt umliefen, weil das Schiff mit vier Tagen Verspätung hier eintreffen wird, sind, wie die Agentur der Royal Mail bekanntgibt, durchaus unbegründet. Der Dampfer hat die Reise bisher ohne jeden Zwischenfall zurückgelegt. Er konnte jedoch nicht fahrplanmäßig auslaufen, da die Einnahme von Kohlen und Ladung sich infolge des bis vor kurzem in England herrschenden Streiks der Matrosen, Schauerleute u. s. w. erheblich verzögerte.

— An Bord des Dampfers „Bahia“ des Lloyd Brasileiro trat heute der Bundespräsident die Reise nach der Hauptstadt des gleichnamigen Staates an, zu der ihn die Handelskammer von S. Salvador eingeladen hat. Das Wetter war nicht günstig, denn der Regen, der seit Sonntag früh unablässig niedergeht, nahm keine Rücksicht auf die Schauhust der Cariocas, die trotzdem der Einschiffung, die vom Marinearsenal aus erfolgte, an den Kais in hellen Häufen beiwohnten. In Begleitung des Präsidenten befinden sich der Verkehrsminister, Herr J. J. Seabra, dessen Bahianer Präsidentschaftskandidatur zu Liebe die Reise ja erfolgt, der Militärstaatschef, dessen Subchef, Korvettenkapitän Jorge da Fonseca, der den Dampfer befehligt, der Kabinettssekretär Dr. Mauricio de Lacerda, einige persönliche Freunde des Marschalls und Vertreter der Presse. An Bord befinden sich auch zwei mit der drahtlosen Telegraphie vertraute Telegraphenbeamte, die unterwegs die Verbindung zwischen dem Dampfer und den Funkenspruchstationen auf dem Morro da Babylonia aufrecht erhalten werden. Im Hofe des Marinearsenals hatte sich die gesamte offizielle Welt zur Verabschiedung eingefunden. Die Musikkapelle spielte und eine Truppenabteilung erwies die militärischen Ehren. Nach 1/4 Uhr liehete die „Bahia“ die Anker. Das unter dem Kommando des Kontreadmirals Belfort Vieira

stehende Geschwader, das die „Bahia“ nach dem Norden begleitet, setzt sich zusammen aus dem Kreuzer „Barroso“, dem Kanonenboot „Bahia“, dem Torpedokreuzer „Tamoyo“ und den Torpedojägern „Parana“, „Rio Grande do Norte“, „Sergipe“, „Para“ und „Matto Grosso“. Das Schlachtschiff „S. Paulo“, das am Sonntag glücklich ansief, wird zwar nicht in den Geschwaderverband eintreten, aber ebenfalls dem Kommando des Kontreadmirals Belfort Vieira unterstehen.

— Unter den Leidtragenden, denen die etwas schärfere Kontrolle im Zollamt teuer zu stehen kommt, befinden sich auch 2 Offiziere unseres Heeres, die Kristall, Spiegel, Teppiche und dergleichen mit dem Dampfer „König Wilhelm“ mitbrachten und die unangenehm überrascht waren, als sie bemerkten, daß die Gepäckabfertigung diesmal nicht, in der üblichen Weise erfolgt. Sie haben ihre Gepäckstücke bislang nicht abgeholt. Mit dem Royal-Dampfer „Amazon“ wird übrigens wieder eine Reihe von Mädchen erwartet, die für Rechnung der schon sattsam bekannten Anny Elbon und einiger anderer Mädchen- und Schmuggelwarenländlerinnen Waren mitbringen. Die Elbon opfert, wenn sie all den Zoll bezahlen muß, der ihr strafweise doppelt aufgebrennt wird, ein Vermögen. Wie es heißt, hat sie immer noch Hoffnung, auf Umwegen den Nachlaß der Strafe zu erlangen. Diese Hoffnung wird allerdings kaum in Erfüllung gehen, denn der Zollinspektor weiß zu genau, daß daraus in der Presse wieder ein Mordsskandal entstehen würde.

— Der Bundespräsident hielt am Montag noch einmal Ministerrat ab, da die gewohnte Mittwochsitzung diesmal wegen der Bahiareise ausfallen muß. Von besonderer Bedeutung war keine der erledigten Sachen, wenn man nicht die Neuorganisation der Nationalbibliothek dazu rechnen will, ein Projekt, das vom Minister des Innern vorgelegt wurde. Unter den erteilten Patenten befindet sich auch eines an die Universelle Zigaretten-Maschinen-Industrie, System Otto Bergstrasse und Alfred Klinge, für eine neue Maschine zur Fabrikation von Zigaretten mit Mundstück.

— Dem Kongreß ging eine Botschaft des Bundespräsidenten zu, in der die Herabsetzung der Altersgrenze für die Marineoffiziere und Festsetzung eines neuen Sollbestandes des Offizierkorps gefordert wird. Danach soll das aktive Offizierkorps in Zukunft bestehen aus 4 Vizeadmirälen, 8 Kontreadmirälen, 15 Kapitänen zur See, 30 Fregattenkapitänen, 70 Korvettenkapitänen, 200 Kapitänleutnants, 200 Oberleutnants. Der Admiralposten soll nur im Kriegsfall besetzt werden und die Zahl der Unterleutnants bleibt unbeschränkt. Die Altersgrenze für die Zugehörigkeit zum aktiven Offizierkorps soll betragen für Vizeadmirale 60 Jahre, für Kontreadmirale 58 Jahre, für Kapitäne zur See 54 Jahre, für Fregatten-Kapitäne 50 Jahre, für Korvettenkapitäne 46 Jahre, für Kapitänleutnants 42 Jahre und für Oberleutnants 38 Jahre.

— Bei der Gattin des Bundespräsidenten fand gestern Empfang für die Herren und Damen des diplomatischen Korps statt, der im Palais Guanabara abgehalten wurde. In Abwesenheit des Barons von Rio Branco, der sich mit Gesundheitsrücksichten entschuldigen ließ, übernahm der Gesandte in Lissabon, Dr. Enéas Martins, die Vorstellung. Es erschienen der nordamerikanische Botschafter, die Gesandten von Argentinien, Italien, Frankreich, Spanien, Bel-

gien, Holland, Mexiko, Columbia, Uruguay, Paraguay, die Geschäftsträger des Papstes, von Chile, England, Japan und eine Reihe von Gesandtschaftssekretären und Attachés. Die verheirateten Herren erschienen mit Damen.

— Die Milchpantecherei nimmt trotz aller polizeilichen Ueberwachung und Strafe kein Ende, wie die lange Liste der Milchländler beweist, die im vorigen Monat ertappt wurden. Unter den Namen befindet sich eine ganze Reihe solcher, die schon öfters auf der Liste standen. Die Strafen müssen demnach doch nicht hoch genug sein, sondern das Panteschen immer noch rentabel erscheinen lassen, denn sonst würden die betreffenden Milchverkäufer es nicht immer wieder versuchen. Da gibt es nur ein Hilfsmittel: die Strafsummen beträchtlich erhöhen und die Revisionen häufiger vornehmen lassen. Dann bleibt den Fälschern schließlich doch kein Profit mehr. „Milch“ aus der Wasserleitung können wir bequemer und billiger haben als auf dem Umwege durch die Milchflasche!

— Daß der Marschall Hermes nach Bahia gefahren ist, bost natürlich Ruy Barbosa erheblich. Man kann das verstehen, denn der Bahianer Senator hat ja die Hoffnung gehegt, diese Reise selbst als Triumphator machen zu können. Nun speit er im „Diario de Noticias“ Gift und Galle. „Der Ruhmdurst des Marschalls“, sagt er, „ist unstillbar. Ihn in einem auswärtigen Kriege zu befriedigen, wäre weder zu improvisieren, noch bequem. Im Vaterlande geht das leichter, sicherer und schneller. Heute kann man alles mögliche tun, ohne das Haus zu verlassen. Mit Zimmerymnastik kann man Athlet werden, das Schwimmen lernt man auf den Dielen, geritten wird auf einem mechanischen Apparat. Warum also soll man die Lorbeeren eines Feldzugs nicht im Frieden ernten?“ In diesem Tone geht es weiter, um mit dem Rade an Bahia zu schließen, sich durch den „kriegerischen Besuch“ nicht erschrecken zu lassen. „Malbough s'en va-t-en guerre“ heißt es am Anfang und am Schluß des Artikels. Sehr geistreich!

Rio. Donnerstag, den 13. Juli.

— Streikt die Post, so braucht der Telegraph auch nicht zu arbeiten. So ist denn bis heute das Marineministerium ohne Nachricht, ob der Panzerkreuzer „S. Paulo“ in Bahia eingetroffen ist.

— In einem Hause an der Rua de S. Jorge brachte ein Soldat einer Dirne einen tiefen Rasiermesser-schnitt am Halse bei. Sie hatte noch die Kraft auf die Strasse zu rennen, wo sie sterbend niederfiel. Der Soldat wurde verhaftet. Ein Kulturbild!

— Mascagni ist heute an Bord der „Araguaya“ aus Buenos Aires mit seiner Truppe eingetroffen. Der berühmte Komponist und Dirigent fand einen enthusiastischen Empfang. Am 29. wird er nach S. Paulo kommen.

— Das „Jornal do Commercio“ veröffentlicht einen Brief, den ein seit dem letzten Flottenaufstand inhaftierter Marinesoldat an das Blatt schrieb. Er behauptet, daß er seit 11. Dezember 1910 mit 16 Kameraden im Gefängnis sitze, ohne daß er bis heute verhört worden oder durch Richterspruch verurteilt worden sei. Er meint, daß er und seine Genossen einfach nach ihrer Verhaftung vergessen worden seien. Im gleichen Gefängnis sind die Urheber der Revolte auf der Insel das Cobras untergebracht. Diese werden angeblich gut behandelt und häufig

Wer heiratet

19jhr. Bürgerstocht., einz. Kind, 100,000, 21jhr. Frln 150,000 Vm.? Viele hundert and. verm. Damen! Herren, wenn a. ohn. Verm., bei den. rasche Heir. mögl., w. s. meld. **L. Schlesinger, Berlin, 18.**

von Offizieren besucht. Die Marinesoldaten dagegen, obwohl nur Untersuchungsgefangene, seien ohne jede Bequemlichkeit und hätten sehr unter der Kälte zu leiden. Der Gefängnisinspektor Kapitän Paiva Meira leiste allerdings den Gefangenen den nötigen Beistand und petitioniere um endliche Erledigung der Sache. Es bleibt abzuwarten, was die Behörden auf diese schwerwiegenden Angriffe erwidern.

— Vor dem Bundesgericht gelangte gestern die Klage auf Zahlung einer Entschädigung von 155 Contos zur Entscheidung, die Herr Vicente dos Santos Caneca gegen die Bundesregierung angestrengt hatte. Herr Caneca behauptete, um diesen Betrag geschädigt worden zu sein, weil der Bau der Hafenkais ihm den Zugang zur Landungsbrücke des von ihm gemieteten Grundstücks Rua da Saude 276 unmöglich mache. Der Bundesrichter wies die Klage ab.

— Das 20 jährige Stiftungsfest des Gesangsvereins „Lyra“ verlief in der wohl gelungenen Weise, die alle Veranstaltungen des Vereins auszeichnet. In seiner Begrüßungsrede schilderte der Vorsitzende, Herr C. Schmidt, in kurzen Zügen die Geschichte des Vereins, der es von 6 im Laufe der Jahre auf über 100 Mitglieder gebracht hat. Der neue Gesangsdirigent, Herr König, bewies, daß er den Chor wohl in der Hand hat, und die Sänger leisteten im Vortrag der Lieder ihr Bestes. Herr Wendler erfreute durch seinen ausgezeichneten Sologesang und Frau Machado durch ihre bekannte und geschätzte Meisterschaft im Klavierspiel. Herr Professor Gutsch erwies sich nicht nur selbst als ein hervorragender Geigenspieler, sondern das Geigensolo, das einer seiner Schüler vortrug, zeigte, daß er auch ein guter Lehrer ist. Die Orchestermusik wurde von der deutschen Musikkapelle gestellt, die auch das von Herrn König geblasene Trompetensolo begleitete, mit dem der offizielle Teil wirkungsvoll schloß. Der darauf folgende gemütliche Teil hielt die Erschienenen bis in die frühen Morgenstunden hinein beisammen. Da auch für Küche und Keller aufs beste gesorgt war, so kamen die Festteilnehmer in jeder Beziehung auf ihre Rechnung.

— Der Minister des Innern hat an die Hochschulen ein Rundschreiben gerichtet, in dem er ihnen mitteilt, daß bei den letzten Prüfungen am Gymnasium Jorge Tibyriça in Jahu (S. Paulo) einige Kandidaten das Reifezeugnis erhielten, die überhaupt gar nicht geprüft worden sind, sondern nur die Prüfungsgebühr bezahlt haben. Wir wundern uns darüber gar nicht, denn es ist ja im ganzen Lande bekannt, daß solche Fälle sich nicht nur am Staatsgymnasium von Alagoas zutragen. Und nebenbei gab es ja noch Dutzende von „gleichberechtigten“ Anstalten, die zwar nicht ganz so schamlos waren, die aber die Prüfungen auch nur der Form wegen abhielten. Das Dekret über die Unterrichtsreform hat ja in dieser Beziehung Wandel geschaffen, da die Prüfungen von den Gymnasien fortverlegt worden sind. Aber gebessert hat es unseres Erachtens nichts, denn es übertrug das Recht zur Zulassungsprüfung bekanntlich den Hochschulen, anstatt staatliche und mit allen nur denkbaren Garantien für

ihre Unparteilichkeit ausgerüstete Prüfungskommissionen einzusetzen. Nach den Erfahrungen nämlich, die mit einer ganzen Reihe von Fakultäten gemacht wurden, wird auch dort das Interesse, möglichst viele Hörer zu bekommen, die Interessen der Wissenschaft und des Landes überwiegen. Es steht übrigens auch völlig außer Zweifel, daß mit jenem (schon zweimal stillschweigend abgeänderten) Dekret das letzte Wort in der Unterrichtsfrage noch lange nicht gesprochen ist, sondern daß bald eine neue Reform folgen wird.

— Wie erinnerlich, wurden bei dem Postamt am Largo da Lapa vor einiger Zeit 10:053\$977 unterschlagen. Die Untersuchung ist jetzt abgeschlossen, und der Staatsanwalt hat gegen die Postagentin und den Bräutigam ihrer Tochter als gegen die Schuldigen Anklage erhoben.

— Die deutschen Dampfer „Bonn“ und „Tijuca“ brachten 37 Einwandererfamilien von zusammen 183 Personen. Diese Familien führten an Bargeld ... 18:451\$200 mit. Sie sind bereits nach Rio Grande do Sul weitergereist.

Rio, Sonnabend, den 15. Juli.

— Mit dem Dampfer „Cap Vilano“ trat heute Herr Generalkonsul Freiherr von Nordenflycht die Reise nach Montevideo an, wohin er, wie bereits gemeldet, auf 6 Monate als Verweser des Postens des Kaiserlich Deutschen Ministerresidenten berufen worden ist. Am Kai hatten sich außer den amtlichen Vertretern des Reiches die Mitglieder der hiesigen deutschen Kolonie in großer Zahl eingefunden, um sich von dem allgemein hochgeachteten und beliebten Generalkonsul zu verabschieden. Auch die Bundesregierung und die Regierung von Uruguay hatten sich vertreten lassen. Wir wünschen Herrn Generalkonsul Freiherrn von Nordenflycht glückliche Reise und für Montevideo eine gleich erfolgreiche Wirksamkeit, wie sie ihm in Rio beschieden war.

— Das bedeutende Importhaus Schill & Co., das auch in S. Paulo eine Filiale unterhält, wurde durch seinen Agenten Telmo de Castilhos in raffinierter Weise um 20 Contos gebracht. Der elurliche Vertreter gab angebliche Bestellungen der hiesigen Ministerien auf. Die Firma trug bei der Qualität der Besteller kein Bedenken, die Kommissionen, d. s. ca. 10 Prozent vom Wert, vor auszubezahlen. Castilho hatte sich sogar amtliche Stempel des Justizministeriums verschafft, um die Firma zu täuschen. Der Schwindel kam an den Tag als die Ministerien die Abnahme der nicht bestellten Waren verweigerten. Castilhos wurde heute verhaftet. Seine Absicht, die amtlichen Stempel schnell noch zu vernichten, wurde vereitelt.

— Schon jetzt kommt ein Prozeß zum Abschluß, den vor 11 Jahren die Bundesregierung gegen Valentin Ant. da Rocha Bittencourt, den früheren Zollamtskassierer in Balda angestrengt hat. Der Beklagte soll über ca. 200 Contos Rechnung legen, damit die Bücher abgeschlossen werden können.

— Die Nationalbibliothek ist neu organisiert worden. Zunächst äußert sich die Umgestaltung in Beförderungen und Neuernennungen.

— Der Sturm in der Nacht vom 13. ds. brachte einen Bugsierdampfer des hiesigen Hafenkommandanten bei Cap Frio samt einem unbekannten manövrierunfähigen Schiff, das eingeschleppt werden sollte in große Gefahr. Nur mit Aufbie-

tung aller Kräfte gelang es, das Scheitern beider Schiffe zu verhüten.

— Machado, nicht der große Pinheiro, sondern der nicht minder große Irineu, ist wieder heimgekehrt. Gleich dem erhabenen Ruy und dem edlen Barbosa Lima hatte er das Weite gesucht, als im Dezember der Belagerungszustand verhängt wurde, denn die Luft schien damals den Spießgesellen nicht rein, während es in Wirklichkeit das unreine Gewissen war, das sie drückte. Nachdem der Marschall inzwischen eklatante Beweise seiner Friedfertigkeit gegeben hat, hat auch der ärgste der Schreier endlich den Mut zur Heimkehr gefunden. Zu seiner Begrüßung waren am Kai Pharoux über 2000 Personen erschienen. Das kann man wenigstens in den Zivilistenblättern lesen. Wir selber haben zwar diese Zweitausend nicht gesehen, aber das liegt offenbar daran, daß wir etwas kurzsichtig sind. Freilich ist es mit der Zahlenangabe bei solchen Begrüßungen eine eigene Sache. Als neulich der frühere Landwirtschaftsminister nach S. Paulo zurückkehrte, da war in seinem dortigen Leiborgan zu lesen, gegen 3000 Personen hätten ihm auf dem Largo de S. Bento eine überwältigende Demonstration dargebracht. Wir haben von einem sehr glaubwürdigen Augenzeugen gehört, daß keine 250 Personen zusammen waren, und auch diese hatten sich erst nach und nach und teilweise nur als zufällige, neugierige Zuschauer eingefunden. Man kennt sich eben aus bei uns in der „politischen Arithmetik“!

— Vor einiger Zeit berichteten wir von dem Besuche, den der nordamerikanische Unternehmer Herr Sidney Story bei dem Landwirtschaftsminister machte und bei dem über die Errichtung einer direkten Schifffahrtslinie zwischen New Orleans und Rio verhandelt wurde. Wie jetzt Herr Eugenio Dahme, Delegat des Landwirtschaftsministeriums in den Vereinigten Staaten, seinem Chef telegraphisch mitteilt, ist in St. Louis die Gründung der betreffenden Gesellschaft unter dem Namen Mississippi Valley and Southamerican Steamship Company erfolgt. Gleichzeitig berichtet er von der Gründung einer zweiten, mit jener zusammenhängenden Gesellschaft, die den Namen Colonisation Development Cosmopolite Company führt. Die Herren Sidney Story und Charles Summer, Direktoren der beiden Gesellschaften, wollen am 20. d. M. mit dem Dampfer „Verdi“ die Ausreise nach Brasilien antreten. Die neue Schifffahrtslinie hat Zweck, namentlich wenn wir unsere Obstkultur ausdehnen und den Export nach den Vereinigten Staaten, bekanntlich einem der größten Obst-Konsummärkte der Welt, aufnehmen. Aber was soll die andere Gründung? Gewiß findet eine ziemliche Auswanderung aus den Staaten statt. Aber diese geht vorwiegend nach Kanada, zum Teil auch nach Mexiko und Mittelamerika. In den letztgenannten Ländern handelt es sich allerdings ganz überwiegend um Großbetriebe nordamerikanischer Landwirte, von denen ja auch bei uns einige im Entstehen begriffen sind. Und die brauchen keine Kolonisationsgesellschaft! Der nordamerikanische Farmer aber, der ohne Maschinenbetrieb nicht existieren kann, eignet sich nicht für das Leben eines brasilianischen Kleinkolonisten. Sollte man etwa beabsichtigen, die Neger der Baumwollstaaten nach Brasilien abzuschieben? Dafür müßten wir ganz entschieden danken.

— Eine Schwarze namens Faustina, die in einem

Hause an der Rua Sorocaba mit einem Kinde niederkam, erdrosselte es, vergrub es im Garten und ging dann flüchtig.

— Wiederum sind Waisengelder, diesmal im Betrage von 38 Contos unterschlagen worden. Eine Untersuchung ist eingeleitet. Nähere Angaben sind vorläufig nicht zu erhalten.

— In der Rua Barão de S. Felix ertappte der Polizeisoldat Manuel Carneiro de Silva 4 Einbrecher. Die Hallunken schossen ihn kurzerhand nieder und entwischten.

— Der Dampfer „Canoe“ von der Companhia Comercio e Navegação ist bei Rio auf eine Sandbank aufgelaufen.

— Eines der Begleitschiffe des Marschalls Hermes auf seiner Reise nach Bahia, das Hochseetorpedoboot Matto Grosso, mußte unterwegs Victoria anlauen, um seine Maschinen auszubessern. Dabei hat man die besten Schiffe zum Repräsentieren ausgesucht.

— Wie vorausszusehen, kommt über Para ein Telegramm des Coronel Rodrigo de Carvalho mit der Meldung, daß im Acregebiet alles in schönster Ordnung ist. Die Bevölkerung ist mit der Verwaltung des jetzigen Präfekten sogar sehr zufrieden.

— Zwei Spitzbuben, frisch aus Argentinien importiert, wurden am Bahnhof vor Abgang des Frühzuges nach S. Paulo dabei ertappt, wie sie einer Familie ihr ganzes Reisegepäck eskamitieren wollten. Argentinien möge solche Bürger behalten. Wir sind schon versehen.

— In die Konversionskasse gingen ein 56—1—2 Pfund Sterling, 2000 Franken, 3:360\$000 in Nationalgold. Die Ausgänge betrugen 4671—1—2 Pfd. Sterling, 12.000 Franken, 1020 Mark, 600 Milreis bras. Gold.

— Ein deutscher Erfinder namens Botdorf bringt neue Maschinen zum Zählen und Glätten von Papiergeld auf den Markt. Die Amortisations- und die Konversionskasse in Rio haben solche Maschinen angeschafft. Die übrigen großen Bundes- und Staatskassen warten ab, wie sich die Apparate bewähren.

— Das Schlachtschiff „S. Paulo“, über dessen Verbleib aus Bahia absolut keine Nachricht eintraf, liegt schon seit Mittwoch im dortigen Hafen. Offenbar war der Kapitän so seckrank, daß er das Telegraphieren vergaß. Das Schiff hat zu der Fahrt 72 Stunden gebraucht, da es nur mit 10 Seemeilen Geschwindigkeit fuhr, wie es heißt aus Sparsamkeitsrücksichten.

— Auf der Blumeninsel befinden sich augenblicklich 603 Einwanderer, darunter 87 Familien mit 430 Personen, die für den Staat S. Paulo bestimmt sind. Sie werden dorthin befördert werden, sobald ihr Gepäck abgeliefert ist. Der Dampfer „Habsburg“ brachte 171 Einwanderer, von den 78 sich auf 16 Familien verteilten, während die anderen alleinstehen. Diese Einwanderer brachten Barmittel im Werte von 7:390\$000 mit.

— Wenn man es recht nimmt, dann hat das Schlachtschiff „S. Paulo“ noch das meiste Glück gehabt bei der ganzen Präsidentenreise nach Bahia. Ging es auch langsam, so kam das Schiff doch wenigstens ohne weitere Abenteuer in Bahia an. Der Flotille des Präsidenten ist es nicht so gut gegangen. Zunächst mußte der Torpedojäger „Matto Grosso“ in Victoria bleiben, weil sein Kondensationsapparat für das Speisewasser der Kessel „in Unordnung geriet“. Offenbar hat man den Apparat ohne

Wasser arbeiten lassen oder den Dampf zu sehr überhitzt, so daß irgend ein Rohr in die Brüche ging. Das ist ja Spezialität in unserer Kriegsmarine, und der Hafen von Victoria scheint für solche Zwecke prädestiniert, denn die „Bahia“ hat bekanntlich auch einmal aus demselben Anlaß lange dort gelegen. Auf der Weiterreise wurde das Wetter unangenehm, und da unsere Kriegsschiffe leider nicht sehr seetüchtig sind und die Offiziere noch weniger, so suchte die ganze Flotille bei den Ilhas dos Abrolhos (Sta. Barbara) gegenüber von Caravellos Schutz. Von dort ist es noch recht weit bis Bahia! Dazu funktionierte auch die Funkspruchtelegraphie nicht ordentlich, denn die Flotille war 24 Stunden lang ohne jede Verbindung mit irgend einer Station. Ein trauriges Schauspiel!

Rio, Montag, den 17. Juli

— Nach dem Beispiel des deutschen Gesandten wird nun auch der französische Gesandte in Rio, Herr de Lalande S. Paulo besuchen.

— An Bord des Dampfers „Prinzipe de Udine“ wurde gestern ein gewisser Franz Nielsen verhaftet, der bei einer österreichischen Bank 100.000 Kronen unterschlug.

— Die Zolleinnahmen von Rio betrugen im Juni 1911: 9.156:627\$000, 1910 7.259:527\$000, 1909: 5.662:048\$000. Die Ausgangszölle in den gleichen Monaten betrugen: 292:563\$000, 174:949\$000 und 118:686\$000.

— Am 12. Juli zeigten die Seismographen des Nationalobservatoriums zwei langdauernde Erderschütterungen an.

— Im Staate Parana soll eine große Papierfabrik errichtet werden. Gestern wurde die Gesellschaft unter dem Namen „Anglo-Brazilian Power Shipping Corporation Ltd.“ in London eingetragen. Das Kapital beträgt 360.000 Pfund Sterling.

— Einer verrückten Schraube, welche an allen möglichen spiritistischen Sitzungen teilnahm, fiel es plötzlich ein, ihren Mann zu ermorden, von dem sie schon 6 Kinder hatte. Der Ermordete, Arthur D. Tourinso war Zugführer auf der Zentralbahn, lag ruhig im Bett, als ihm die Frau ohne jeden Anlaß die tödlichen Verletzungen beibrachte.

— Von der „Fabrica de Phosphoros Orion“ deren Besitzer die Herren Bellingrodt & Meyer Rua S. Pedro 70, sind, empfangen wir Muster von Jupiter-Streichhölzern (Phosphoros de Carteira) deren Fabrikation diese Firma neu aufgenommen hat. Diese Streichhölzer wurden bisher nicht in Brasilien fabriziert und sind eine Neuheit für den hiesigen Markt; sie empfehlen sich besonders für das rauchende Publikum wegen ihres bequemen Formats und ihrer ausgezeichneten Qualität. Sie werden in allen Zigarrenhandlungen verkauft, wo man auch gratis die dafür passenden Metallhüllen bekommt. Die einheimische Industrie hat sich damit dank deutscher Initiative wieder ein neues Gebiet erobert. Wir wünschen den rührigen Herren Bellingrodt & Meyer Glück zu dem neuen Fabrikat.

Aus den Bundesstaaten.

Vom 11. Juli

Rio de Janeiro. Der „Turnverein Petropolis“ in Petropolis veranstaltet am Sonntag, den 16. d. M., ein großes Fest zum Besten der Vereinskasse. Die aktiven Mitglieder werden bei dieser Gelegenheit ein Schauturnen abhalten, was gewiß dazu beitragen

wird, das Interesse für die geplante Veranstaltung zu erhöhen. Es werden außerdem drei wertvolle Preise verlost werden. Die Lose gelten gleichzeitig als Eintrittskarten. Abends findet in der Turnhalle grosser Ball statt.

— Zum Besten der Deutschen Evangelischen Gemeindeschule wird Anfang nächsten Monats eine Theatervorstellung stattfinden, veranstaltet von früheren Schülern der Schule, welche im vergangenen Jahre das große Festspiel „Königin Luise“ aufgeführt haben. Die Schauspieler haben damals einen großartigen Erfolg erzielt, so daß zu erwarten ist, daß auch die neue Vorstellung guten Erfolg haben wird, um so mehr, als diesmal nur lustige Stücke zur Aufführung kommen werden. Auf dem Programm steht auch eine Komödie in portugiesischer Sprache.

Minas. Auf der Eisenbahnstation Registo wurde vorgestern um 10 Uhr abends der Verleger der Zeitung „O Sericitor“, Herr Octacilio de Seiea Monteiro aus Barbacena, vom Schnellzuge erfaßt und sofort getötet. Er hatte an diesem Tage seiner Brant einen Besuch abgestattet und stand im Begriff, heimzufahren. Das traurige Ereignis wird allgemein bedauert.

Rio Grande do Sul. Die Idee, in Porto Alegre einen zoologischen und botanischen Garten anzulegen, scheint sich zu verwirklichen.

Vom 13. Juli

Rio de Janeiro. Die Munizipalverwaltung von Nictheroy hat an Steuern und Abgaben im ersten Halbjahr 1911 die Summe von 791:180\$321 eingenommen. Im gleichen Zeitraum des Vorjahres betrugen die Einnahmen 156:580\$791, nämlich nur 638:599\$530. In der letztgenannten Summe ist jedoch ein Darlehen von 76:695\$560 enthalten, das der Munizipalverwaltung durch die Darlehenskasse gegeben wurde. Zieht man diesen Posten ab, so ergibt sich im laufenden Jahre eine Mehreinnahme von 233:274\$351. Die Vorzüge des Regimes Oliveira Botelho machen sich also auch in der Verwaltung unserer Staatshauptstadt bemerkbar.

Minas. Nachdem die 200-Jahrfeier von Ouro Preto vorüber ist, kann auch Sabara den Tag seines 200jährigen Bestehens feiern. Am 17. Juli 1711 durch den damaligen Gouverneur Antonio de Albuquerque gegründet, entwickelte sich ruhig und stetig zu einer wohlhabenden Stadt mit viel Ackerbau, Handel und Verkehr. Es ist ein reiches kirchliches und weltliches Festprogramm vorgesehen. Der Staatspräsident von Minas hat sein Erscheinen zugesagt. Auch wird eine neue Normalschule eingeweiht werden.

Para. Die Bekämpfung des gelben Fiebers in Para unter der Leitung des Dr. Oswaldo Cruz erzielte bereits glänzende Resultate. Der bedeutende Arzt, der auch die brasilianische Abteilung auf der Dresdener Ausstellung für Hygiene eingerichtet hat, legt in einem Bericht dem Staatspräsidenten von Para die Ergebnisse vor. Danach betrug die Zahl der Erkrankungen bzw. Sterbefälle im November 1910 96 bzw. 49; im Dezember 1910 85 bzw. 37; im Januar 1911 27 bzw. 15; im Februar desselben Jahres 13 bzw. 9; im März desselben Jahres 4 bzw. 1; im April desselben Jahres 2 bzw. 1; im Mai desselben Jahres 1 bzw. 0. Ob die Seuche ganz erloschen ist oder bei Gelegenheit wieder auftauchen wird, läßt sich erst nach längerer Zeit feststellen, da die Moskitos, die selbst durch den Träger des Gelbfiebers infiziert sind, monatelang am Leben bleiben. So gut Santos und Rio sich nahezu von der Geißel befreit haben, so gut die Nordamerikaner beim Bau des Panamakanals der Krankheit völlig Herr geworden sind, ebenso muß auch in den noch übrigen verseuchten Gegenden von Brasilien

insbesondere südlichen und nördlichen Häfen das Gelbfieber zu unterdrücken sein; erst wenn dies geschehen ist, verringert sich die Gefahr der Neueinschleppung in Rio und Santos.

Parana. Der Lloyd Paranaense ließ in Pery einen Flußdampfer gleichen Namens mit 80 PS. erbauen. In der vorigen Woche wurde er vom Stapel gelassen und erzielte er bei den Probefahrten gute Resultate.

— Das Indianermassakre, über das sich die Rondonistenpresse so aufgehalten hat, ist nun aufgeklärt. Einmal hieß es, es seien zahlreiche Indianer von den „menschlichen“ Kolonisten niedergemetzelt worden, das andermal verkündete ein Rondonoffizier, er habe noch im letzten Moment das Massakre verhindert. Tatsächlich verhielt sich die Sache so. Die wilden Indianer zwischen den Flüssen Cinzas und Laranjinha im Staate Parana töteten einen zahmen Indianer namens Antonio. Hierauf sammelte der Fazendeiro Coronel Capucho in Jacaresinho einige Leute und vertrieb das Gesindel aus der Umgebung. Von irgend einer Bluttat ist aber keine Rede. Es wäre wahrhaftig besser, wenn die Indianerbeschützer den Tatsachen etwas besser auf den Grund gingen, ehe sie ein solches Geschrei erheben und sich vor aller Welt blamieren.

Rio Grande do Sul. Der „Diario“ von Porto Alegre meldet die bevorstehende Gründung einer Hypothekenbank mit einem Kapital von 3000 Contos.

Vom 15. Juli

Minas. Auch in Minas Geraes erweckt die Zentralbahn Unzufriedenheit. Es fehlt an Personal zur Abfertigung der ein- und auslaufenden Güter. Die Kaufleute können einfach ihre Waren nicht bekommen bzw. expedieren.

— Der Banco Credito Real de Minas ermäßigt seinen Zinsfuß auf Darlehen, um der Konkurrenz der neugegründeten Hypotheken- und Landwirtschaftsbank zu begegnen, die auch an den Handel Darlehen gibt.

— Die Stadt Sabara, deren 200jähriges Jubiläum wir meldeten, erhält demnächst ein Elektrizitätswerk.

Bahia. Die Stadt ist in Festesstimmung in Erwartung des Bundespräsidenten. Der Fremdenstrom ist gewaltig. Der Senat hat zwar mit Stimmengleichheit abgelehnt, die Sitzungen während der Festtage aufzuheben, auch die Haltung der Behörden ist lau. Aber die Bevölkerung nimmt die Sache selbst in die Hand. Ein Komitee verteilt überall Aufrufe an den Empfang des Bundespräsidenten und des Verkehrsministers, des Bahianer Präsidentschaftskandidaten Seabra teilzunehmen. Ueber 50.000 Personen wollen dem Marschall vom Kai bis zum Palais Machado, wo er Wohnung nehmen wird, das Geleite geben.

— Der Bundespräsident ist gestern hier angekommen und glänzend empfangen worden.

Parana. In der Nacht vom 13. ds. wurden in Curityba gegen das Haus des Majors Salvador Fernandes zwei Dynamitbomben geworfen. Personen kamen nicht zu Schaden. Das Haus dagegen wurde stark mitgenommen. Vermutlich ein Racheakt.

— Die Brau-Versuche mit einheimischen Hopfen fielen sehr gut aus. Es eröffnet sich den Landwirten damit eine neue Einnahmequelle.

Santa Catharina. Bei der Viehseuche in Santa Catharina handelt es sich tatsächlich um Tollwut. Argentinische und uruguayische Tierärzte, die in Begleitung eines Bundeskommissars Forschungen anstellten, kamen, ebenso wie früher die Studienkommission des Staates S. Paulo, zu diesem Ergebnis. Die vom Paulistauer Ackerbausekretariat empfohlenen Schutzmaßregeln wurden auch von den

ausländischen Sachverständigen als zweckmäßig begutachtet.

Vom 17. Juli

Minas. In Cyoneiro, Munizip Palma, wurde der Kapitän João Vieira de Paula von seinem eigenen Neffen ermordet, weil sich dieser in den Besitz seines großen Vermögens setzen wollte.

— Vagabunden und anderes Gesindel macht die Gegenden von Rio Branco, Palma und Vieira unsicher. Die Polizei von Juiz de Fora trifft energische Maßregeln und hat bereits eine Menge Verhaftungen vorgenommen.

— Das neue Elektrizitätswerk der Herren Carlos Wigg und Trajano de Medeiros in Graminha, bei Juiz de Fora soll mit Ablauf dieses Jahres in Betrieb gesetzt werden.

— Die Munizipalkammer von Bello Horizonte hat den Präfekten ermächtigt, das städtische Elektrizitätswerk samt der Straßenbahn zu verpachten. Eine Reihe von Pachtofferten sind eingelaufen. Der Präfekt hält aber die Verpachtung als schädlich für die städtischen Interessen.

Amazonas. Im Staate sind von der Partei des Coronel Antonio Bittencourt der Deputierte Monteiro de Souza, von der Partei Silverio Nerys der Coronel Gabriel Salgado als Präsidentschaftskandidaten aufgestellt worden.

Vom 18. Juli

Minas. In Pedra Correa wurde eine Telegraphenstation errichtet.

Bahia. Als Beweis für die Langlebigkeit der dunklen Rasse diene u. a. folgender Fall. Auf der Fazenda S. Luiz bei S. Roque in Bahia starb ein Schwarzer Anfangs dieses Monats im hohen Alter von 120 Jahren. Er hinterließ eine gleichfalls hochbetagte Witwe und mehrere Kinder.

Sergipe. Der Steuermann des brasilianischen Dampfers „Acre“, welcher letzterer im Hafen vor Anker liegt, erschoss einen Zollbeamten mit Namen Manuel Pedro.

Rio Grande do Sul. Nicht nur in Santos, sondern auch in ganz Rio Grande do Sul blüht der Schmuggel. Besonders an der argentinischen Grenze wird der Bund um die Zolleinnahmen gebracht.

— Die Weizenkultur breitet sich jetzt sehr schnell aus, nachdem die Probeaussaaten so gute Erfolge erzielten.

Telegramme der Woche

Deutschland.

Folgende Sieger erhielten Preise: Koenig 40.000, Vollmüller 25.000, Buchner 10.000 und Lindpaintner 7000 Mark. Die ersten beiden hatten deutsche Apparate.

— Gestern wurden die letzten Wettflüge zwischen Halberstadt und Berlin veranstaltet. Es nahmen 6 Kreadoren daran teil, von denen Buchner nach dreistündiger Fahrt als erster in Berlin eintraf.

— Die Berliner Börse ist durch die fried- und freundliche Art, wie die Verhandlungen in der Marokkofrage geführt werden, befriedigt. Der französische Gesandte gibt sich Mühe, alles was den Verlauf der Unterhandlung verzögern könnte, zu vermeiden. Als pure Erfindung hat sich herausgestellt, daß Rußland sich irgendwie einmischen wolle. Es

Machina Especial „Combinada“ zur Kaffee-Reinigung.

Aus zwei Teilen bestehend, zur leichteren Handhabung

Die vollkommenste Maschine, weil sie aus dem berühmten Schäler Mecanica und dem unvergleichlichen Separator Monitor, verbunden mit 4 Verlesern, besteht.

Von hervorragender Solidität und grösster Dauerhaftigkeit, zerbricht den Kaffee nicht und gibt die in Santos besttaxierten Qualitäten.

Dieses System stellt die billigste Vereinigung der erforderlichen Kaffee-Aufbereitungs-Maschinen dar

Es ist das letzte Wort über Kaffee-Maschinen. Jede Installation ist ein Erfolg.

Zahlreiche Anerkennungsschreiben stehen zur Verfügung der Interessenten.

Companhia Mechanica e Importadora de São Paulo

Rua 15 de Novembro 36

1350

hat übrigens keine einzige Macht gegen das Vorgehen Deutschlands Einsprüche erhoben.

— Unser Telegramm von gestern, daß seitens Rußlands keine Anfrage über die Marokkofrage in Berlin erfolgt sei, wird vom Pariser „Figaro“ bestätigt. Ebenfalls können wir versichern, daß auch von Nordamerika keine Einsprache erfolgen wird.

— Auf eine Anfrage des auswärtigen Amtes bei dem deutschen Konsul in Barzelona über die Festnahme des Dampfers „Gemma“ berichtet dieser, daß die Handlungsweise Spaniens berechtigt gewesen sei. Das Schiff hätte eine Menge Kriegsmaterial für die portugiesischen Aufrührer an Bord gehabt.

— Das „Berliner Tageblatt“ brachte gestern die Rede Selvas in der französischen Deputiertenkammer im Wortlaut wieder und beurteilt dieselbe als äußerst befriedigend für die Lösung der Marokkoangelegenheit.

— Der chilenische Gesandte in Berlin veranstaltete gestern aus Freude über die Verleihung des Kronenordens 1. Klasse an den General Silva Renau ein großes Bankett.

— Die offiziellen Blätter bestreiten die Anwesenheit 8 deutscher Kriegsschiffe in den marokkanischen Gewässern.

— In Düsseldorf wurde die Dynamitfabrik durch eine Explosion von Grund auf zerstört. Es kamen 8 Personen dabei ums Leben.

— Am 15. ds. begann die aufsehenerregende Verhandlung gegen den Grafen Wolff-Metternich. Er ist ein entfernter Verwandter des deutschen Botschafters in London. Im vorigen Jahre verheiratete er sich mit einer bekannten Schauspielerin. Auf der Hochzeitsreise nach Wien wurde er verhaftet, da ihm Falschspiel, Hochstapelei u. a. vorgeworfen war, und sodann nach Deutschland ausgeliefert. Es wurden zunächst 12 Zeugen der Staatsanwaltschaft vernommen. Der Angeklagte bat hierauf um Unterbrechung, damit er Gegenzeugen be-

nennen könne. Das Gericht gab dem Antrag statt.

— Im Hafen von Antwerpen geriet der Dampfer „Finland“ von der Red Star Linie in Brand. Man vermutet Brandstiftung.

— Die Einfuhr im ersten Halbjahr betrug 4.644.100.000 Mark gegen 4.419.000.000 Mark im ersten Semester 1910; die Ausfuhr 3.809.900.000 Mark gegen 3.543.700.000 Mark.

— Der frühere Schah von Persien Ali-Mirza begab sich nach Marienbad zum Kurgesuch.

— Die aus französischer Quelle stammenden Gerüchte, daß der „Panther“ bei Kap Juby in Marokko Truppen gelandet habe, entbehren, wie es nicht anders denkbar ist, jeglicher Begründung. Der „Panther“ kehrt, ohne irgendwo anzulegen, direkt nach Deutschland zurück. Die Verhandlungen des französischen Gesandten Mr. Cambon mit dem Minister Grafen Kiderlen-Wächter nahmen einen guten Verlauf, was zu der Vermutung berechtigt, daß die Marokkofrage einen beide Seiten befriedigenden Abschluß finden wird. Ueber die Hauptpunkte ist bereits eine Verständigung erzielt worden.

Oesterreich-Ungarn.

— Die Erdstöße in der Gegend von Keckskemet haben sich in diesen Tagen wiederholt. Die Bevölkerung ist darüber sehr bestürzt und ängstlich. Mehrere Personen wurden verletzt.

— Gestern erklärten sich in Budapest die Bäcker in Ausstand.

— Budapest ist immer noch ohne Brot, weil die Bäcker weiter streiken. Zu Ruhestörungen kam es nicht.

— Der Expräsident Brasiliens, Dr. Nilo Peçanha, ist aus Berlin nun in Wien eingetroffen und wird dort ob seiner Verdienste um Brasilien sehr gefeiert.

— Die Sozialisten Budapest veranstalteten gestern eine große Kundgebung gegen das projektierte Militärgesetz. Es wurden mehrere Reden gehalten. Ruhestörungen kamen nicht vor.

— Seit dem 9. ds. Mts. ist in Triest kein neuer Cholerafall vorgekommen, und deshalb die Epidemie, wenn überhaupt von einer solchen gesprochen werden kann, als erloschen zu betrachten.

— Kaiser Franz Joseph ist in Bad Ischl vollständig genesen und hat von seinen Aerzten die Erlaubnis erhalten, wieder auf die Jagd gehen zu können.

Italien.

— Mehrere Industrielle schlugen dem Handelsminister Professor Nitti die Gründung einer direkten Schiffsverbindung zwischen Genua und Santos vor, durch welche dem Handel außerordentliche Vorteile erwachsen. Dieser findet den Plan gut und wird ihm im Ministerrat zur Ausführung empfehlen.

— In Mailand brach gestern im Kohlenlager der Gasgesellschaft ein großer Brand aus, bei dem trotz aller energischen Löscharbeiten mehr als 5000 Tonnen Steinkohlen vernichtet wurden.

— In der Nähe von Catania kenterte während eines Sturmes ein Fischerboot. Der Besitzer und vier Gehilfen ertranken.

— Wie in politischen Kreisen verlautet, ist die italienische Regierung entschlossen, in der Marokkofrage zu intervenieren, nicht, um etwa dabei ein Stück Land zu erwischen, sondern hauptsächlich, um seine Aktionsfreiheit in Tripolis zu wahren.

— Im Beisein des Königs Viktor Emanuel III., des Kriegsministers, General Paulo Spingardi, und der Vertreter der Mächte werden im folgenden Monat in der Gegend von Monferrato die großen Manöver stattfinden. An denselben beteiligen sich 50.000 Mann der verschiedenen Waffengattungen.

— Als gestern in Monte Calvario bei Neapel ein gewisser Vincenzo Grandillo von Polizeiagenten verhaftet werden sollte, setzte er sich zur Wehr. Seine Freunde kamen ihm zu Hilfe, und es entspann sich eine blutige Schlägerei. Trotzdem die Ordnungswächter in der Minderzahl waren und zwei derselben schwere Verwundungen erhielten, gelang es, der Angreifer Herr zu werden. Viele von diesen waren an den Beinen verletzt worden, weil der Anführer der Polizei Befehl gegeben hatte, niemanden zu töten. Grandillo hatte sich bei dem Konflikt aus dem Staube gemacht; er wurde aber später entdeckt und ins Gefängnis gebracht.

— In der Via Appia zu Rom brach gestern in dem Lager eines Heereslieferanten Feuer aus, welches infolge der leicht brennbaren Bestände gewaltige Dimensionen annahm. Die Feuerwehr hatte Mühe, den Brand zu löschen; bei dem Brande kam ein Feuerwehrmann ums Leben.

— In Venedig begann gestern die Motorbootwettfahrt nach Ancona und Rom, an welcher eine grössere Anzahl deutscher Fahrzeuge teilnahm. Trotz schlechten Wetters und aufgeregter See fuhren unter den Beifallsbezeugungen einer ungeheuren Menschenmenge die Boote ab, welche zu ihrer Sicherheit von Torpedozerstörern begleitet wurden. Das Unternehmen gestaltete sich äußerst gefährlich, und das deutsche Boot „Paz-Deutz“ verdankte nur seiner soliden Bauart, daß es von dem Untergange bewahrt blieb; es erreichte mit Hilfe der Segel Ancona erst in der Nacht. Als erstes gelangte der italienische „Eolo“ ans Ziel und wurde von der wartenden Volksmenge enthusiastisch begrüßt.

— Beim Streik der Landarbeiter von Molinella, in der Nähe von Bologna, kam es zu schweren Ausschreitungen. Die Polizei nahm zahlreiche Verhaftungen vor.

— Zu einer erbitterten Machtprobe wächst sich der große Streik der Metallarbeiter in Porto Ferrario und Piombino aus. Die Behörden haben sich ins Mittel gelegt um den langwierigen, verlustbringenden Arbeitskampf friedlich zu schließen. Aber ihre Bemühungen blieben erfolglos. Das Elend unter den Arbeitern ist groß. Die Polizei hat vielen mittellosen Arbeitern freie Passage in ihre Heimat gewährt. Das Ende des Ausstandes ist nicht abzusehen.

— Von der ligurischen Küste werden Stürme gemeldet, die in der Umgegend von Genua viel Schaden anrichteten. Post und Telegraph sind in ihren Verbindungen teilweise unterbrochen.

Frankreich.

— In Toulon bemerkten gestern zwei Sergeanten, welche mit der Bewachung der Torpedostation betraut waren, zwei fremde Personen im Munitionsraum für die Batterien, an welchem Punkte sämtliche Verbindungen der Hafenuminen zusammenlaufen. Es entspann sich zwischen ihnen ein harter Kampf, der erst durch die Ankunft eines von einer Dame geleiteten roten Automobils beendet wurde. Die Fremden stiegen blitzschnell ein und verschwanden im Nu von der Bildfläche. Man glaubt, daß die beiden versucht haben, die Minen in die Luft zu sprengen und zieht die beiden Wächter, weil sie von ihren Schußwaffen keinen Gebrauch gemacht haben, zur Verantwortung.

— Ueber Paris wird gemeldet, daß gestern ein Ingenieur der Firma Mannesmann nach Beendigung seiner Studienreise in der Gegend von Agadir nach Berlin abgereist ist. Dieser soll reiche Gold- und Silberlager aufgefunden haben und nimmt außer vielen Mustern die Dokumente über den Ankauf der betreffenden Terrains mit nach Deutschland.

— Der Lenkballon „Clement Bayard“ schlug den Schnelligkeitsrekord, indem er in 16 Stunden mit 7 Passagieren 700 Kilometer zurücklegte.

— In Paris kamen, geleitet vom Seinesyndikat, Streikunruhen vor. Es gab Tote, Verwundete und Gefangene. Moabit?

— Die Station Saint Lazare ist niedergebrannt, man vermutet ein Verbrechen. Untersuchung ist eingeleitet.

— Die Zeitungen wollen in der Marokkosache nicht klar sehen, insbesondere die Gleichberechtigung Deutschlands bleibt ihnen unfassbar. Der „Figaro“ will Deutschland verbieten, irgendwie in Marokko festen Fuß zu fassen, das „Echo de Paris“ dagegen spricht davon, daß Frankreich den ganzen französischen Kongo samt den Kongohäfen an Deutschland als Kompensation für Marokko abtreten solle. Deutschland habe diese Forderung aufgestellt.

England.

— Telegramme aus Ottawa in Kanada melden, daß durch ein riesiges Schadenfeuer die großen Holzlager und Sägereien der Firma Ritchie Brothers vollständig zerstört wurden. Gleichzeitig wird von dort die Ankunft des von der Firma Vickert, Sons & Maxims erbauten Schwimmdocks, welches imstande ist, Schiffe bis zu 28.000 Tonnen aufzunehmen, mitgeteilt.

— Der Fall Allsop, wegen dessen Chile und die Ver. Staaten von Nordamerika sich entzweiten, ist durch Schiedsspruch des Königs von England zu Gunsten Chiles erledigt worden. Nach Mitteilung der

„Times“ beträgt die Entschädigungssumme 187.000 Pfund Sterling.

Die streikenden Schiffsverlader in Laith nahmen gestern die Arbeit wieder auf.

Dem englischen Kronprinzen wird heute in feierlicher Weise der Titel Prinz von Wales bestätigt und derselbe mit den Abzeichen seiner Würde bekleidet werden. Zu diesem Zwecke sind der König und die Königin, sowie sämtliche Prinzen des königlichen Hauses gestern nach Carnarvon in Wales abgereist.

Die Firma E. A. Costa & Co. in Liverpool, welche in Tabak, Kaffee, Gummi etc. handelt, wurde in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Das Stammkapital beträgt 50.000 Pfund Sterling.

Infolge der Amalgamierung mit der Lamport Holt und der Pacific Linie sieht sich die Gesellschaft in der Lage, 14 Dampfer ausschließlich für den Südamerikadienst bereit zu stellen.

Die Royal Mail Linie hat nicht nur mit der Lamport Holt Linie, welche etwas über 150.000 Tons verfügt, sondern auch mit der Pacific Steam Navigation Cy eine Interessengemeinschaft eingegangen. Die Royal Mail verfügt sonach über ca. 920.000 Tons, hat damit den Norddeutschen Lloyd überflügelt. Die größte Rhederei der Welt bleibt noch die Hamburg-Amerika-Linie.

Im Gegensatz zu spanischen halten englische Quellen ebenso wie französische an der Nachricht fest, daß der „Panther“ auch in Cab Juby Truppen ausschiffte.

Die Schifffahrtsgesellschaften planen eine Erhöhung der Frachten und Passagen. Begründet wird diese Maßregel mit der allgemeinen Lohnerhöhung in Spanien.

Der deutsche Dampfer „Gemma“, welcher 150 Tonnen Kriegsmaterial beförderte, und von einem spanischen Kanonenboot sistiert worden war, wurde in Anbetracht der Neutralität, welche Deutschland und Spanien gegenüber Portugal bewahren, freigegeben.

In Saragoza herrscht unter den arbeitenden Klassen große Erregung; es werden Tumulte befürchtet und aus diesem Grunde die Stadt von der Polizei besetzt. Grund zu den Befürchtungen gibt das Verlangen der Arbeiter nach Verminderung der Arbeitszeit.

Ministerpräsident Canalejas wies das Anerbieten der Jaimisten, die Grenze gegen eine etwaige Invasion Portugals mit ihren eigenen Waffen zu schützen, unter der Begründung zurück, daß die Regierung selbst jegliche Grenzverletzung gebührend zu ahnden wisse.

Infolge der Streikunruhen in Saragoza schlossen die Kaufleute und Kafés ihre Türen. Es kam im Laufe des gestrigen Tages wieder zu ernstesten Zusammenstößen mit der Polizei, wobei es blutig zuging. Die Kavallerie trieb die Volksmassen auseinander. Bei den festgenommenen Streikern wurden viele Waffen nebst Munition vorgefunden und beschlagnahmt.

Portugal.

Lissaboner Zeitungen bedauern, daß wegen der Schließung der religiösen Ordensgemeinschaften ca. 2000 Kindern keine Schulbildung zuteil werden kann. Wir glauben bestimmt, daß die Regierung reichlich neue Schulen ins Leben rufen wird.

Die republikanische Regierung nimmt fortgesetzt Verhaftungen vor. Im Gefängnis von Arcio wurden unter anderen zwei Priester eingeliefert,

welche über die Nordgrenze gehen wollten. Denunziationen gegen Monarchisten oder Personen, welche monarchistischer Umtriebe beschuldigt werden, sind an der Tagesordnung.

Die Regierung sucht der monarchistischen Bewegung, die immer weitere Kreise zieht, dadurch Herr zu werden, daß sie den Monarchisten, welche gegen die Republik konspirieren, Amnestie verspricht, wenn sie sich innerhalb einer bestimmten Frist den Behörden stellen.

Die portugiesischen Emigranten, die sich in der spanischen Provinz Galizien, nördlich von Portugal, aufhielten und dort von portugiesischen und spanischen Republikanern scharf überwacht werden, verteilten sich auf die übrigen spanisch-portugiesischen Grenzgebiete.

Aus Orense wird von glaubhafter Seite versichert, daß bewaffnete portugiesische „Carbonarios“, d. h. Mitglieder einer geheimen Verschwörerbande, in das Dorf Torneyros eindringen und mehrere politische Flüchtlinge einfingen. Auf den Protest einiger Spanier, welche der Gefangennahme beiwohnten, erhielten sie die höhnische Antwort, daß die Angreifer sich vor nichts fürchteten. Aus Orense wurden neue Militärabteilungen zum Schutze der Grenze abbeordert.

In Saragoza geht die Behörde energisch gegen die Ruhestörer vor; sie verordnete die Schließung des „Centro Republicano“ und sucht die Anführer der aufrührerischen Volksmassen in ihre Gewalt zu bekommen. Die Bewegung trägt ganz einen radikal republikanischen Charakter.

Die ernstesten Zeichen mehren sich. Die Monarchisten versuchen, die politischen Gefangenen im Fort S. Jorge zu befreien. Sie wechselten Schüsse mit den Wachen.

Im neugewählten Parlament kam es zu wüsten Schlägereien. Entgegen den Vertuschungsversuchen der Regierung wird das rasche Anwachsen der monarchistischen Bewegung, insbesondere in Verin, mehr und mehr bekannt.

Rußland.

In den letzten 5 Tagen kamen in verschiedenen Städten 15 Cholerafälle vor.

Durch einen gewaltigen Brand wurden im Zollhause zu Kronstadt 2000 Ballen Baumwolle vernichtet.

Die Cholera breitet sich aus. Täglich ereignen sich zahlreiche Todesfälle, gestern allein starben 40 Erkrankte.

Holland.

Als gestern abend der deutsche Dampfer „Alster“ in den Hafen von Ijmuiden einlaufen wollte und das Signal zum Halten nicht befolgte, wurde seitens der Besatzung des Kreuzers „Rhinstrom“ auf ihn geschossen.

Die Amsterdamer Ausständigen griffen gestern eine Polizeipatrouille an, welche von der Waffe Gebrauch machte und 6 von ihnen verwundete. Die Stadt wird von Kavallerie- und Infanterieabteilungen durchzogen. Der Ackerbau- und Handelsminister sucht zwischen den Parteien zu vermitteln.

In letzter Stunde erfahren wir, daß die Rheder Amsterdams die Vermittelungsvorschläge des Handelsministers nicht angenommen haben.

Der Rektor der Universität Coimbra sah sich genötigt, dieselbe bis auf weiteres zu schließen, weil eine Anzahl Studenten, unzufrieden mit der Suspension verschiedener Einrichtungen, sich grobe Ausschreitungen zuschulden kommen ließ, indem sie Gegenstände in der Lehranstalt zertrümmerten. Durch die Energie des Rektors wurden die Heißsporne beruhigt.

Ich will Ihnen helfen sich selbst zu kurieren von Nieren-, Blasen- oder Rheumatismusleiden, Frei.

Ich will Ihnen eine freie Behandlung senden und Ihnen einfache Anweisungen geben, wie Sie sich selbst zu Hause heilen, kostenlos. Schreiben Sie mir heute.

Damit alle diejenigen, die Beschwerden von Nierenleiden, Blasenleiden und Rheumatismus haben, sich kostenlos überzeugen können, dass endlich eine wirkliche zuverlässige Kur gegen diese Krankheiten erfunden ist, will ich jedem Opfer dieser Leiden eine freie Behandlung und solche einfache Anweisungen senden, dass ein jeder sich selbst zu Hause heilen kann, frei. Ich berechne Ihnen nichts, Sie brauchen mir nur einen Brief zu schreiben der mir Ihre Beschwerden auseinandersetzt und mir sagt, wo Sie sich fühlen und ich werde tun, wie ich es verspreche.

Freie Behandlungen zu geben ist die beste Weise, meine Ansprüche zu beweisen. Ich trage die Unkosten. Sie brauchen nur meine Behandlung wie vorgeschrieben zu nehmen und Sie werden erfahren, dass ich Sie heilen kann. Sie werden mir nichts schulden, weder jetzt noch später, wenn geheilt. Es ist mein Geschenk an tausende von Harnsäureleidenden und ich möchte, dass alle hiervon profitieren. Ich habe mein Leben der Heilung dieser Krankheiten gewidmet. Ich bin in der Lage Ihnen helfen zu können und meine Hilfe wird Ihnen nichts kosten.

Schreiben Sie mir heute einen Brief, Ihren Zustand in einigen Worten beschreibend und ich werde Ihnen hierfür die freie Behandlung senden. Einige der hauptsächlichsten Nieren-, Blasen- und Rheumatismusleiden sind

1. Rückenschmerzen
2. Zu häufiges Verlangen zu urinieren.
3. Brennen oder Hemmung des Urins.
4. Schmerzen oder Wundheit in der Blase
5. Vorstehdrüsenentzündung. (Prostataleiden)
6. Gas oder Schmerzen im Magen.
7. Allgemeine Erschlaffung, Schwäche, Schwindel



Dr. Lynott.

8. Schmerzen und Wundheit unter den rechten Rippen.
9. Geschwulst in irgend einem Teile des Körpers.
10. Verstopfung und Leberleiden.
11. Herzklopfen oder Schmerzen unter dem Herzen.
12. Schmerzen in den Hüften.
13. Schmerzen im Genick und Kopf.
14. Schmerzen oder Wundheit in den Nieren.
15. Schmerzen oder Geschwulst in den Gelenken.
16. Schmerzen oder Geschwulst in den Muskeln.
17. Schmerzen und Wundheit in den Nerven
18. Akuter oder chronischer Rheumatismus.

Sie können Ihren Zustand in Ihrer Weise beschreiben oder die Nummer der Beschwerden auf dem Coupon angeben und mir diesen einsenden und die Behandlung wird Ihnen gleich zugesandt. Meine Adresse ist Dr. T. Frank Lynott, 710 Occidental Building, Chicago, Ill.

Ich frage nicht nach Ihrem Gelde. Ich verlange nur das Vorrecht, dem

Kranken zu beweisen, dass ich Nieren-, Blasen- und Rheumatismusleiden heilen kann und will, in einfacher, wissenschaftlicher, schmerzloser Weise und dass ich Rückenschmerzen kurieren kann. Ich bin erfolgreich bei alt und jung, solchen die erst krank geworden sind und solchen die seit Jahren leiden.

Da ich nicht nach Geld frage, schreiben Sie mir gleich heute und Sie werden staunen zu sehen, wie leicht es ist, geheilt zu werden, wenn Ihnen die richtige Medizin, deren Echtheit von der Regierung geschützt ist, gesandt wird und wenn Ihnen ein Arzt den rechten Rat gibt. Ich werde Ihnen die richtige Medizin geben und den rechten Rat erteilen und berechne Ihnen gar nichts, schreiben Sie darum gleich heute.

Schreiben Sie mir einen Brief oder senden Sie mir den Coupon, oder tun Sie beides.

Dr. T. Frank Lynott,
710 Occidental Bld., Chicago, Ill.

Ich bemerke die Beschwerden Nummer

(Schreiben Sie hier die Nummer Ihres Leidens hin.)

Ich werde Ihnen dankbar für eine freie Behandlung sein und für irgend welchen Rat und Anweisungen, die Sie für die Heilung meines Falles nötig halten. Mein Alter ist

Adressieren Sie bitte

(Schreiben Sie Ihre Adresse bitte recht deutlich; oder schreiben Sie Ihre Adresse auf ein Stück Papier und heften dies an den Coupon.)

Belgien.

— Das Gesamtpersonal der Schifffahrtlinie „Red Star“ in Antwerpen erklärte sich gestern morgen in Streik. Nachmittags kam es am Hafen zu Ruhestörungen. Die Polizei griff ein und setzte die Rädelführer fest.

Schweden.

— In Stockholm wurden gestern durch Beschluß der Arbeitgeber verschiedener Klassen 40.000 Arbeiter ausgesperrt.

Chile.

— Die Rede des Deputierten Ramin Gutierrez, worin er sagt, daß die massenreiche Auswanderung der Kolonisten aus den Südpfeilen nach Argentinien vonseiten argentinischer Agenten verursacht werde, erregte großes Aufsehen. Er fordert die Regierung auf, geeignete Gegenmaßnahmen zu ergreifen.

— In den Cordillern herrscht grausige Kälte. Aus der Ortschaft Paso Pelegrino kommt die Nachricht, daß eine ganze Familie, bestehend aus Vater, Mutter und 5 Kindern, erfroren aufgefunden ist.

Vereinigte Staaten.

— Die Hitze hält immer noch an und verursacht viele Sonnenstiche.

— Vierzig bewaffnete Räuber überfielen die Ortschaft Cochamo und vollführten alle möglichen Gräueltaten. Die wenigen dortigen Polizeisoldaten waren machtlos, weshalb ein größeres Aufgebot nach dem Grenzort beordert wurde, welches, noch verstärkt durch argentinische Soldaten, die Banditen verfolgt.

Feuilleton

Maria da Caza.

Roman von Georg Freiherrn von Ompteda.

Gnädige Frau, wissen Sie denn, daß Stassingk wieder da ist? — fragte im gleichgültigen Ton des Ballgespräches, nur um etwas zu sagen, Herr von Nyvenström, der schwedische Gesandtschaftssekretär. Dabei lachte der große, blonde Mann, dessen Kopf mit dem dichten, hängenden, Schnurrbart, den fast weißen Augenbraunen und kurzen, weißblonden, nach hinten gekämmten Haaren durch die kugelförmige Schädelform etwas Seerobbenartiges erhielt.

Maria da Caza blickte ihn mit ihren mandelförmigen, dunklen Augen verwundert an, schob sich die Armبänder höher auf den schöngeformten Arm hinauf und antwortete:

„Wer ist Stassingk?“

„Er war doch früher schon in Berlin!“

„Ich kenne ihn nicht!“

Ueber Herrn von Nyvenströms Antlitz glitt ein Lächeln, als freute er sich, wenn er nur den Namen hörte:

„Stassingk?“ Gnädige Frau, den sollten Sie nicht kennen? Sie haben vielleicht den Namen vergessen! Das ist ein zu reizender Mensch. Er war Attaché bei der deutschen Legation in Stockholm, als ich im Ministerium arbeitete. Dann habe ich ihn in Washington wiedergetroffen und in Madrid. Und überall hatte er das gleiche Glück bei allen Damen!

Maria da Caza hörte gleichmütig zu und hob nur ein wenig den schönen Kopf mit dem reichen, schwarzen Haar, in dem ein Diadem von Brillanten blitzte. Als der Schwede die letzten Worte sprach, ward sie ungeduldig:

„Dieser Herr von Stassingk oder wie er heißt . . .“

„Pardon, Graf Stassingk . . .“

„Also Graf Stassingk . . .“ hat „Glück bei allen Damen?“

Dazu gehören zwei.

Dabei machte sie ein spöttisches Gesicht und die edlen, regelmäßigen Linien ihres Antlitzes verzogen sich zu einem überlegenen, unnahbaren Lächeln.

Herr von Nyvenström konnte nicht mehr entgegnen, denn Leutnant von Remer bat Maria da Caza um eine Extratour, und eine Sekunde später schwebte sie mit ihm durch den Ballsaal. Aber es war, als vermöchte sie diesem Gespräche nicht zu entgehen. Als ihr Tänzer sie wieder an ihren Platz brachte, fand er den Gesandtschaftssekretär nicht mehr vor: er hatte die Zeit benutzt, um selbst eine Dame aufzufordern. Und der junge Offizier, der sich gegen Frau da Caza lebenswürdig zeigen wollte, weil er von ihrem Mann öfters einen guten Ritt im Rennen erhielt, suchte in der Eile nach einem Gesprächsstoff. Schwer von Zunge, fand er nichts als die Neuigkeit, die eben die ganze Gesellschaft durchlief:

„Haben Sie gehört, daß Graf Stassingk plötzlich zurückgekommen ist?“

Sie fing an, sich nun über diesen Grafen Stassingk, von dem alle Welt sprach, zu ärgern, weil sie die einzige zu sein schien, die ihn nicht kannte, denn in diesem Augenblick näherte sich der Gastgeber, Regierungsrat von Lindstedt, ein dicker Herr mit ewig lächelndem Zug um den Mund und listig, fast lüstern blinzelnden, kleinen Augen. Er ließ sie unausgesetzt herumschweifen, um jemand zu finden, dem er die für den Abend zurechtgelegte Geschichte erzählen könnte:

„Meine verehrteste gnädigste Frau, haben Sie denn schon gehört, weshalb Graf Stassingk von der Botschaft in Konstantinopel abberufen ist?“

Maria da Caza antwortete ärgerlich, indem sie ein paar-mal tiefer atmete, so daß der Regierungsrat unwillkürlich einen seiner lächelnden Blicke über ihre vollen, schönen

Schultern gleiten ließ:

„Er wird wohl Schulden gemacht haben!“

Der Herr des Hauses lachte meckernd:

„Nein, o nein!“ Er soll nämlich von der Lieblingsfrau eines der Großwürdenträger des ottomanischen Reiches täglich, wenn der Muezzin den frommen Moslem zum Gebete ruft, in Privataudienz empfangen worden sein.

Herr von Nyvenström war zurückgekommen:

„Erzählen Sie's auch eben?“ Es macht die Runde, wie es scheint . . .

Der Regierungsrat ließ ihn nicht ausreden, in der Befürchtung, er möchte ihm seine Geschichte stören, und fuhr eifrig fort:

„Der ganze diplomatische Apparat ist in Tätigkeit gesetzt worden, und die Hohe Pforte hat das Deutsche Reich feierlich um Ablösung eines gefährlichen jungen Mannes gebeten! Wenn die Abberufung nicht erfolgt wäre, so würden ganz unabsehbare Schwierigkeiten die Folge gewesen sein. 's ist ein Mordskerl, dieser Stassingk!“

Wieder meckerte er und ließ noch ein paar Worte fallen in einem internationalen Kauderwelsch von: „homm à femme“, „ladykiller“, „geboren für den Flirt“ . . . Dabei war er aber offenbar schon mit den Gedanken anderwärts, und seine Augen suchten den nächsten seiner Gäste, dem er die Neuigkeit des Abends erzählen könnte. Er sah jemanden gefunden zu haben, wandte sich ab, und man konnte deutlich vernehmen, wie er zu einer hübschen, blonden, nur etwas zu starken Dame sagte:

„Haben Sie denn schon gehört . . .“

Leutnant von Remer war gegangen, und die junge Frau stand nun wieder allein neben dem Schweden, der, nicht sonderlich gesprächig, seinen dicken, hängenden Schnurrbart strich, während sie sich im Saal umblickte. Sie bemerkte, wie die blonde, starke Dame, der Herr von Lindstedt seine Geschichte erzählte, sich darüber zu ärgern schien, und fragte daher ihren Tänzer:

„Wer ist die Dame dort?“ Lachsfarbenes Kleid, dort? Mit dem Doppelkinn!

„Die dem Regierungsrat ein so böses Gesicht macht?“

„Ja!“

Er zuckte die Achseln, aber Rittmeister Hendrich beugte sich vor und flüsterte, weil gerade die Musik schwieg, und die Dame, von der die Rede war, am Arme des Regierungsrates vorüberkam:

„Prinzessin Löwengard-Espenburg ist es,“ gnädige Frau.

Maria da Caza drehte sich halb herum und blieb nun mit dem Rittmeister allein, dem sie den nächsten Tanz gegeben. Sobald sich Herr von Nyvenström entfernt hatte, machte sie sich Luft:

„Gott, ist das ein langweiliger Mensch, dieser Schwede!“

Er soll aber ein vorzüglicher Diplomat sein. Er spricht nicht viel, aber er sieht alles, hört alles, weiß alles, und — man muß es doch wenigstens annehmen — berichtet auch alles nach Stockholm.

Etwas ängstlich gemacht, blickte sich Maria da Caza um, und meinte, sie hoffe nichts Staatsgefährliches gesagt zu haben, was etwa in Stockholm verwertet werden könnte. Rittmeister Hendrich zeigte lächelnd seine schönen Zähne in dem fast puppenhaft regelmäßigen Gesicht, das nur dadurch einen besonderen Ausdruck erhielt, daß die blauschimmernden, rasierten Wangen und das Kinn bei dem starken Bartwuchs eine wie mit dem Pinsel gezogene Linie zeigten, wo die behaarte Zone schroff gegen den bartlosen Teil abstach. Er meinte beruhigend:

„Mit Schweden stehen wir ja auf bestem Fuße, und so sind nun mal mehr oder weniger alle Diplomaten! Auf irgendeine Manier müssen sie doch auch was 'rauskriegen. Nicht? Na, einer macht's so, einer so. Es gibt ja Attachés, die sich

HOTEL & PENSION SUISSE

Telephon 1721

Rua Brigadeiro Tobias Nr. 1 — S. Paulo

Telephon 1721

Vorzügliche Familienpension

Schöne Zimmer.—Grosser Speisesaal.—Vorzügliche Küche und Keller.—Pension mit Zimmer 5\$ pr. Tag
Bad — Elektrisches Licht — Billard

João Heinrich

um gar nichts kümmern. Die haben wir ja auch in Berlin in so und so viel Exemplaren, aber sicher ist's nicht. Man darf sie bloß so. So einer ist eben dieser Stassingk, von dem alles redet heute abend. Der wird auch wahrscheinlich fortwährend abgelöst werden, aber nicht, weil er nichts taugte. Wenigstens hat mir ein Herr aus dem Auswärtigen Amt gesagt, daß er famose Dienste leiste . . .“

„Dieser Graf Stassingk ist langweilig! Als ob es nichts anderes zu reden gäbe. Seitdem der Ball angefangen hat, heißt es fortwährend Stassingk . . . Stassingk . . . Stassingk . . .“

Maria da Caza bewegte ungeduldig den Spitzenfächer, daß ein paar lose Härchen an ihrer Stirn flatterten. Der Rittmeister, ein Freund der Caza, lenkte ein:

„Nicht böse sein!“ Wozu? Ich kam unwillkürlich darauf, weil Sie mich nach der Prinzessin fragten.

„Was hat die damit zu tun?“

„Sie sollte ihn heiraten!“

„Ach!“ entfloß es ihr unwillkürlich, während sie die Prinzessin mit den Blicken suchte als jemand bisher Gleichgültiges, der plötzlich Interesse gewonnen hat. Und nun ward sie neugierig und wollte wissen, warum die beiden sich nicht geheiratet hätten. Das konnte der Rittmeister jedoch nicht sagen, nur die Tatsache war bekannt. Die Prinzessin war noch hübsch, danach vor vier oder fünf Jahren sogar sehr hübsch gewesen, dazu hatte sie gerade für einen Diplomaten wertvolle Verwandtschaft mit einer Reihe mediatisierter Häuser, ihre Eltern waren durchaus einverstanden gewesen trotz der „Mesalliance“, und sie besaß, wie behauptet wurde, ein sehr bedeutendes Vermögen.

„Wissen Sie, was dieser Graf Stassingk nach alledem zu sein scheint?“ fragte nun wieder heiter und aufgeräumt Maria da Caza mit blitzenden Augen.

„Nun?“

„Töricht!“

Sie lachten alle beide, und da der Galopp erklang, machte der Rittmeister der schönen, jungen Frau eine leichte Verbeugung, legte den Arm um ihre schlanke Taille und zog sie in den Saal. Sie tanzte auf eine eigene Art. Etwas Unbewegliches war dabei an ihr, indem sie aufgerichtet in ihrer stolzen Haltung blieb. Und dennoch sah das nicht steif aus, sondern nur vornehm. Das diamantenblitzende Diadem gab ihr etwas von einer Königin. Wenn sie tanzte, blickte ihr alles nach. Unwillkürlich machte man dem Paare Platz und überließ ihm allein das Feld. Maria da Caza wußte es. Sie war es nicht anders gewöhnt seit den fünf Jahren, die sie in Berlin verheiratet war.

Kaum hatte sie der Rittmeister auf seinen Platz zurückgebracht, als sie auch schon ein anderer Herr fortholte, und unterwegs, noch ehe der Tänzer sie abgesetzt, mußte er sie einem dritten überlassen.

„Maria da Caza tanzt! Achtung, meine Herren!“ sagte Regierungsrat von Lindstedt zu ein paar jungen Offizieren und Herren im Frack, die in der Tür zu den Nebenräumen standen. Die jungen Leute blickten ihr nach und begannen sich über sie zu unterhalten. Man bewunderte ihre Schönheit, ihr dichtes, schwarzes Haar, die dunklen Augen, die schlanke und doch volle Gestalt, man sprach von ihrem Kleid,

das ihr so gut stand, und von dem Diadem auf der Stirn.

Doch plötzlich nahm das Gespräch eine andere Wendung, irgendeiner hatte gerufen: „Stassingk ist da?“ und wie ein Lauffeuer pflanzte sich die Nachricht fort von Mund zu Mund. Man sah ihn noch nicht, aber mehrere Herren verschwanden in den nebengelegenen Zimmern, und andere folgten. Auch die jungen Leute in der Tür schlossen sich an: alle Welt wollte aus dem Munde des um des Staatswohles der Hohen Pforte willen Zurückgekehrten das Abentener mit der schönen Haremsdame selbst vernehmen.

Maria da Caza war vergessen. Graf Stassingk trat an ihre Stelle. Und er nahm das Interesse der Gäste so in Anspruch, daß sich in der nächsten Tanzpause der Saal fast ganz leerte, denn die Damen ließen sich in die Nebenräume führen, um aus Neugierde den jungen Diplomaten zuzusehen, von dem so Eigentümliches erzählt ward, oder wenn sie ihn noch nicht kannten, ihn zu betrachten, dem ein so eigener Ruf voranging. Nur wenige Paare blieben zurück, unter ihnen die Prinzessin Löwengard-Espenburg und Maria da Caza mit Rittmeister Hendrich.

„Wie neugierig doch die Menschen sein können!“ sagte sie wegwerfend. Der Rittmeister flüsterte ihr zu:

„Gnädige Frau, seien Sie mal ehrlich: wenn der Stassingk jetzt hereinkommt, und die Prinzessin und er sich wiedertreffen, werden Sie sich das nicht auch mit ansehen wollen?“

Ehe sie antworten konnte, strömte die Menge wieder in den Saal zurück. Einer der ersten Eintretenden war der Regierungsrat, der einen Herrn untergehakt hatte und freundschaftlich auf ihn einsprach.

„Das ist er!“ meinte der Rittmeister. Maria da Caza blickte auf. Sie sah einen mittelgroßen, jungen Mann in tadellosem Frack, weißer Weste und einem Ordenskettchen im Knopfloch. Er hatte blondes, leicht gewelltes Haar, das er ziemlich kurz trug, einen kleinen, keck nach oben gewirbelten, gebrannten Schnurrbart, und ein frisches, offenes Gesicht, aus dem ein paar lustige, hübsche, blaue Augen achteten. Sein Gang hatte etwas Leichtes, Schwebendes, Fröhliches, als ob er gewohnt sei, den Weg nur immer geebnet zu finden.

„Das ist er?“ wiederholte enttäuscht Maria da Caza, und man merkte ihr so sehr an, was sie empfand, daß Rittmeister Hendrich laut lachend fragte:

„Sie haben ihn sich wohl anders gedacht?“

„Ja, allerdings!“

„Wie denn?“

„Schöner.“

„Er sieht doch aber ganz gut aus?“

Sie schüttelte den Kopf:

„Ich dachte ihn mir groß, mit dunklen Augen, ernst . . . so . . . nun eben anders.“

„So eine Art fliegender Holländer, nicht wahr?“

„Nein, aber der . . .“

Und sie blies leicht die Luft durch die Lippen und fing an, von gleichgültigem zu sprechen.

Wieder begann der Tanz und allmählich ward auch Graf Stassingk vergessen. Die erste Neugierde war gestillt, nun dachte jeder an sein Engagement, Tanzverpflichtungen, Vor-

stellen und gesellschaftliche Höflichkeiten.

Nur einmal noch erregte der Neuankömmling die allgemeine Aufmerksamkeit, als ihn Regierungsrat von Lindstedt zur Prinzessin brachte. Er tat es absichtlich als letzten Trumpf der Neugierde, und die Art und Weise, wie er sich dabei nach seinen Gästen umsah, zeigte deutlich, welches Glück er empfand, daß sich diese peinliche Szene gerade in seinem Hause abspielte und sein Ball wieder etwas Besonderes bot, was ihm andere Gastgeber nicht nachmachen konnten.

Als sich Graf Stassingk plötzlich der Prinzessin gegenüber sah, schwieg rings die Unterhaltung auf einen Schlag, wie einem Kommando zufolge. Man stieß sich an, und alle Augen wandten sich zu den beiden. Sie war dunkelrot geworden und tat zuerst, als ob sie des jungen Diplomaten nicht ansichtig geworden wäre. Erst als er auf sie zutrat, neigte sie den Kopf, ohne ihm jedoch die Hand zu reichen. Er aber hatte nicht einen Augenblick die Fassung verloren. Sofort fand er ein Gespräch, und bei der fast vollkommenen Stille, die eingetreten war, konnte man jedes Wort verstehen.

„Durchlaucht! Nein, Sie sind es! Das ist ja zu nett! Wie ich mich freue. Ich fühle mich ganz, als wäre ich nie fort gewesen. Alle alten Freunde und lieben Bekannten treffe ich wieder. Es war wirklich eine zu charmante Idee von Herrn von Lindstedt, ins Hotel zu schicken, um mir sagen zu lassen, ich möchte doch zum Ball kommen. Mit dem Orientexpress bin ich kaum angekommen, da hieß es auch schon, evening dress anziehen und die alten, lieben Freunde aufsuchen. Wie ist es Ihnen denn ergangen in den Jahren? Ich hätte mich gern mal wieder in Berlin sehen lassen . . .“

Die Stimme sank nun fast zum Flüstern herab, und Lärm und Treiben im Saal hatte auch schon wieder begonnen, so daß nur Maria da Caza, weil sie zunächst saß, einigermaßen verstehen konnte, was Graf Stassingk weiter sprach. Ihr Tänzer, der österreichische Attaché, Ritter Boljén von Boljena, unterhielt sie die ganze Zeit und erzählte ihr in so selbstgefälliger Weise von seinen Tigerjagden in Vorderindien, daß er gar nicht merkte, wie sie nur Ohren für die Nachbarunterhaltung besaß.

Graf Stassingk sagte der Prinzessin, er hätte weder in Madrid, noch jetzt später in Konstantinopel Urlaub erhalten können, sonst wäre er selbstverständlich nach Berlin gekommen, denn es wäre ihm wirklich peinlich, etwa in den Verdacht zu geraten, als hätte er mit dem Ortswechsel alle vergessen, die ihm daheim einst lieb und teuer gewesen. Oft habe er mit sehnsüchtigem Herzen an seine Freunde gedacht, an alles das, was er im Norden gelassen, und ihn habe solches Heimweh überkommen, daß er sich habe bezingen müssen, nicht einfach von seinem Posten zu entziehen.

Er brachte das alles so natürlich vor, so selbstverständlich, dabei so gar nicht auftragend und in schwunghaftem Ton, sondern fast bescheiden, daß seine Ausführungen den Stempel der Wahrheit erhielten. Man mußte ihm glauben. Und er hatte eine Art und Weise, zu sprechen, halbleise, eindringlich, nur ganz persönlich auf den einzelnen Menschen gerichtet, mit dem er sich unterhielt, daß ihm sein Wesen sofort den Hörer gewann.

Die Prinzessin war sehr bald gefangen, sie begann zu lächeln, sie begegnete ihm nicht mehr steif, wurde entgegenkommender, die Röte wich von ihren Wangen, und es schien, als habe sie alles vergessen und vergeben, nachdem er sich kaum zehn Minuten mit ihr unterhalten. Ihr Herr, der den Tanz hatte, war gegangen. Kurz hatte er sich bekannt gemacht, und nun, wo er fühlte, daß diese beiden sich mehr zu sagen hatten, als ihm das Ballgespräch eingab, überließ er die Prinzessin dem Fremden und rettete sich ans Büffet, um bei einem Glase Sekt Trost zu suchen.

Graf Stassingk trat jetzt stillschweigend ganz an seine

Stelle und tanzte mit der Prinzessin, die, etwas schwer und nicht immer den leichten Bewegungen ihres Herren folgend, sich von ihm führen ließ. Als das Paar sich unter die Schar der Tanzenden mischte, machte wohl hier und da einer den anderen auf sie aufmerksam, aber im allgemeinen hatte man sich mit der Tatsache, daß die beiden wieder beieinander waren, versöhnt. Die Rückkehr des herzengefährlichen, jungen Diplomaten nach Berlin war nun schon etwas Altes.

Langgezogen klangen die Töne des Walzers „Sweet, sweet heart“, der die Mode der Saison war, und alles begann zu tanzen, denn wenn die süßlichen Anfangstakte schwirrten, sahen sich die Paare an, als wollten sie sagen: „Diesmal dürfen wir nicht aussetzen, denn „Sweet, sweet heart“ reißt alle mit sich fort.“ Die Schuhe schlürften, die Kleider rauschten, leise klang das Knistern der Seide, das Zusammenschlagen der Sporen, die sich kurz berührten, knappe Worte fielen dazwischen, die man kaum im Vorübergehen erhaschen konnte. Und das Kerzenlicht fiel aus drei großen, venezianischen Kronleuchtern nieder auf die glänzenden Nacken, jugendlich glatt und schmucklos, oder mit Perlen-schnüren und Steinen behangen, auf die blitzenden Uniformen und Orden.

Und immer tönte langgezogen das „Sweet, sweet heart“, dessen Melodie, alle fünf Takte von einem neuen Instrument angeschlagen, aus dem Gewirr der Klänge scholl.

Maria da Caza tanzte unaufhörlich. Nicht eine Sekunde setzte sie aus, und außer Graf Stassingk gab es fast keinen der jüngeren Herren mehr, der sich mit ihr nicht einmal im Walzer gewiegt.

Der Regierungsrat brachte eben seine Frau, eine unscheinbare, stille Blondine, auf ihren Platz zurück. Sie machte sich nichts aus diesen Festen, obwohl ihr Mann zu sagen pflegte, er gäbe seine Bälle nur auf den Wunsch seiner „Gattin“, um ihr auch einmal ein Vergnügen zu bereiten.

Sofort wandte sich Staasingk mit einem artigen Worte ihr zu:

„Es ist so nett, gnädige Frau, wenn Mann und Frau miteinander tanzen!“

„So?“ antwortete sie, verlegen lächelnd, und er fuhr fort, indem er sich artig gegen sie neigte:

„Vor allem, wenn jemand so gut tanzt wie Sie . . .“

Ob der Schmeichelei wußte die junge Frau erst recht nicht, was sie erwidern sollte. Der Regierungsrat aber kniff wieder in seiner beliebten Art ein Auge zu, stieß Graf Stassingk leicht an, schnalzte und sprach:

„Maria da Caza tanzt!“

„Wer?“

„Maria da Caza tanzt!“

„Was heißt das?“

„Ich sage nichts, als: Maria da Caza tanzt.“

Graf Stassingk tat ganz naiv:

„Das ist wohl die große, schöne Dame mit dem schwarzen Haar?“ Sie saß vorhin neben der Prinzessin Löwengard! Nicht wahr, Herr Regierungsrat?

„Kennen Sie denn Maria da Caza nicht?“ Die schönste Frau in der Gesellschaft? Ach so, pardon, ich denke ja nicht daran, daß Sie so lange fern von Madrid — pardon in Madrid — oder am Bosphorus weilten. Da kennen Sie sie wohl nicht . . . Soll ich Sie nicht vorstellen?

„Später, später! Sehr gern! Später, bitte.“

Der Regierungsrat lächelte und machte eine Anspielung auf die schönen Frauen des Orients, die dem jungen Diplomaten auf den Geschmack verdorben hätten. Geheimnisvoll, scheinbar vielsagend, gab jener das Lächeln zurück. Er hätte längst Maria da Caza bemerkt, entgegnete er, nur den Namen nicht gewußt. Nun betrachteten sie beide Frau da Caza, wie sie tanzte. Jedesmal, wenn sie, mit ihrem Herren

immer bloß einen Kreis um den halben Saal beschrieb, an ihm vorüberkam, blickte ihr Stassingk ins Gesicht, so daß sie es gewahr wurde und die Augen niederschlug, weil ihr dieses unausgesetzte Anschauen unangenehm war. Auch dann, als sie eine Pause machte, verließ er sie nicht mit den Blicken, aber er richtete es so ein, daß es nicht auffiel und die anderen dachten, er sähe in das bunte Ballbild hinein, ohne einen bestimmten Menschen zu betrachten.

Maria da Caza ärgerte sich über Stassingk, doch sie redete es sich mehr ein, und im Innersten gestand sie sich, daß es ihr schmeichle, von diesem Manne beachtet zu werden, dem ein so eigner Ruf voranging. Nur hätte sie gewünscht, er möchte sich ihr vorstellen lassen. Das tat er nicht. Dann kam das Souper dazwischen, bei dem sie „gesetzt“ war und ihn so gänzlich aus den Augen verlor. Aber auch später machte er keine Miene, sich ihr zu nähern. Nur von weitem trafen sie immer seine Blicke, und plötzlich war er verschwunden und erschien nicht wieder.

Sie suchte ihn, als hätte sie schon ein Interesse an ihm gefunden, und ertappte sich dabei, daß es sie, die sich nie ernstlich um einen Herrn gekümmert, förmlich aufregte, zu erfahren, wo er denn sei. Ihren Tänzer wagte sie nicht zu fragen. Sie kannte ein wenig: er verkehrte nicht in ihrem Hause. Von den Herren, die sie bei sich sah, konnte sie keinen erreichen.

Da kam ihr ein Gedanke: vielleicht sah er mit der Prinzessin in einem Nebenraum. Unwillkürlich ärgerte sie diese Vermutung. Doch Prinzessin Löwengard stand ihr schräg gegenüber, und es schien Maria da Caza, als ob sie ihre Augen umherwandeln ließe, suchend und ängstlich. Da mußte sie unwillkürlich über sich selbst lachen.

Was ging sie dieser Fremde an? Dieser unerzogene Mensch, der so und so oft in der Nähe gestanden, der sie mehr als gebührend angestarrt, ohne auch nur den Versuch zu machen, sich ihr nennen zu lassen!

Als nun der Regierungsrat herumlieft mit einem unter Einwirkung des Champagners noch auffälligeren Augenzwinkern als sonst sein neues Schlagwort an den Mann brachte: „Stassingk ist wieder fort, hoffentlich mußte er nicht schon wieder von Berlin versetzt worden!“ da ärgerte sie die Gewißheit, daß er nun wirklich gegangen war, ohne es für nötig zu halten, sich ihr bekannt machen zu lassen, derart, daß sie zu Herrn von Lindstedt wütend sagte:

„Flegel!“

„Wer?“

„Eben dieser Graf Stassingk!“

Sie erklärte ihm empört, warum sie Stassingk für einen Flegel halte. Der Regierungsrat aber verteidigte ihn, und in diesem Augenblick kam aus dem Spielzimmer nebenan Herr da Caza, der statt zu tanzen den ganzen Abend Whist gespielt hatte. Er hatte die letzten Worte seiner Frau gehört. Der große, schlanke Mann, dessen bräunliches, hübsches Gesicht, das von einem schwarzen spitzgeschnittenen Barte umrahmt war, nur etwas Starres durch ein Glasauge rechts erhielt, schien fast erschrocken zu sein:

„Weißt Du denn aber, daß Graf Stassingk von Dir gerade das Gegenteil gesagt hat?“

Maria da Caza blieb bei ihrer Meinung:

„Das mag sein, gezeigt hat er's nicht.“

Herr da Caza sprach, und er erhob seine Stimme, daß es auch ja die Umstehenden hören sollten:

Die Partie war gerade zu Ende, da kamen Hendrich und er, um sich „spanisch zu drücken“, wie es heißt. Und da fragte ihn die alte Exzellenz Dessow, ihm gehe doch der Ruf als Kenner voran, wer denn auf dem Balle die hübscheste Dame sei. Stassingk meinte: eine käme überhaupt nur in Frage, gegen die die anderen gar nicht zu nennen wären. Allgemeine Spannung. Exzellenz Dessow fragt: „Das ist?“

— „Maria da Caza.“

Er schwieg und lächelte, stolz seine Frau betrachtend, mit dem einen Auge, das bloß noch einen Strahl des Lebens zu versenden vermochte, wie jemand, der sich freut, ein unbesiegt, edles Pferd im Stalle zu haben.

Maria da Caza's schönes Antlitz hellte sich auf. Ihr Mann aber fuhr fort:

„Ich habe mich so darüber gefreut, so sehr . . .“

Leise fügte er hinzu:

„Ich habe ihm nahe gelegt, uns aufzusuchen!“

Unsicher, sie wußte nicht, sollte sie es gutheißen oder nicht, fragte sie:

„Wird er kommen?“

„Er kommt.“

II.

Graf Stassingk und Rittmeister Hendrich hatten gemeinsam den Ball verlassen. Sie schritten eine Weile schweigend, nachdem sie aus der Hohenzollernstraße, wo das Haus des Regierungsrates von Lindstedt lag, in die Tiergartenstraße eingebogen waren, den nächtlich einsamen Weg.

„Wer sind eigentlich diese Caza?“ fragte nach einer Weile der junge Diplomat. Rittmeister Hendrich antwortete verwundert:

„Nun, er ist der bekannte Rennmann!“ Den kennen Sie doch!

„Ja, aus der „Sportwelt“, die ich mir immer nachschicken ließ. Aber ich meine so, was sind denn das für Leute eigentlich? Wer verkehrt denn da? Er forderte mich nämlich auf, seiner Frau einen Besuch zu machen. Ich möcht's nun gern wissen, denn wir sehen uns zum erstenmal im Leben, und da . . . kurzum . . . sie wollen wohl gern Verkehr haben?“

„Nein!“ Deshalb sind Sie wohl kaum aufgefordert worden, denn Verkehr haben sie genug. Und den allerbesten. In der eigentlichen Hofgesellschaft sind sie zwar nicht drin, aber Hofgesellschaft verkehrt bei ihnen, und auch sonst gute Kreise: Sportleute, Offiziere auch ein paar Künstler. Wissen Sie, Stassingk, die Caza haben so 'ne eigne Stellung. Es ist keine alte Familie, aber so halb. Das „da“ klingt doch so 'n bißchen wie „de“, wie Adel. Dann haben sie unglaublich viel Geld, und das ist heutzutage schließlich die Hauptsache. Sie besitzen ein großes Haus hier in der Tiergartenstraße. Wir kommen nachher vorbei, ich zeige es Ihnen. Sie geben Dinners erster Klasse, allerlei Feste, haben auf der Goach — wenn's nach Karlshorst zum Rennen geht — immer Platz. Er besitzt den größten deutschen Hindernisstall. Es ist immer nett, unterhaltend bei ihnen, und man sieht interessante Leute da. Manchmal geht's sogar ganz geistreich zu. So wie's gerade nett ist, nicht zu tief, nicht flach, so angenehm anregend. Und dann sind die Leute sehr chik. Er sowohl wie sie. Nun, und schließlich sie ist wohl, ohne zu übertreiben, die schönste Frau in Berlin.

Graf Stassingk ließ sich ruhig erzählen. Er war ein wenig nachdenklich geworden und sprach unwillkürlich vor sich hin:

„Maria da Caza!“

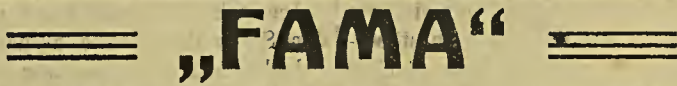
Da es der Rittmeister gehört hatte, fügte er noch hinzu:

„Das klingt so famos.“ So . . . stolz; „Maria da Caza.“

„Sie wird auch nie anders genannt. Passen Sie mal auf, es heißt nie, wenn jemand fragt, wer auf dem jenem Rout gewesen oder Bazar, Ball, Rennen, Korso, afternoon-tea und so weiter . . . der war da und dann Frau da Caza . . . Nein, es hat sich ganz von selbst gemacht, daß nie anders gesagt wird als: Natürlich war da: „Maria da Caza!“ Sowie die Zeitungen nicht sagen: wir erblickten auf dem Presseball „Fräulein Groß“, sondern „Jenny Groß“. Und wie man erzählt: „Der Reichskanzler“ fuhr vor . . . oder „Ileyden-Linden“ ist gestürzt.

Auch er ließ die Silben mit dem wiederkehrenden Vokal voll ausklingen:

„Maria da Caza!“



„FAMA“

-Asbestfußboden, ohne Fugen, garantiert feuersicher, wasserundurchlässig und sehr widerstandsfähig, gegen Kälte und Hitze indifferent. Seit vielen Jahren vorzüglich bewährt und bei den ersten deutschen Behörden eingeführt. Für Krankenhäuser, Schulen, öffentliche Gebäude, Geschäftshäuser und Fabriken etc. vorzüglich geeignet. Uebertrifft jedes andere Fabrikat!

1. Referenzen! Das Fabrikationsverfahren wird für Brasilien an kapitalkräftige Firmen abgegeben, ferner die Lieferung von fertig gemischtem Material übernommen.

Kunstmarmor, dem echten täuschend ähnlich, in Platten und in jedem Dessin!

Hannoversche Steinholzfabrik „Fama“ G. m. b. H., Hannover.

Sie kamen, die Tiergartenstraße entlang schreitend, an einer in deutscher Renaissance gehaltenen Villa vorbei, die unter den zum Teil wenig geschmackvollen, auch älteren Häusern der Nachbarschaft sofort auffiel. Der Vorgarten war, wie man trotz des Herbstes erkennen konnte, sehr gut gehalten, das schmiedeeiserne Gitter machte einen künstlerischen Eindruck. Rittmeister Hendrich zeigte:

„Sehen Sie, die Villa da Caza!“

Graf Stassingk musterte das Besitztum, das im hellen Mondenschein fast wie am Tage zu sehen war, und meinte bedächtig:

„Sehr herrschaftlich! Allerdings!“

Die beiden blieben noch eine Weile am Gitter stehen, denn wenige Schritte davon trennte sich ihr Weg. Die Nacht war mild und schön, über ihnen flimmerte der sternbesäte Himmel und ihnen gegenüber rauschten, wenn ein Windhauch darüber strich, die Wipfelkronen des Tiergartens. Ab und zu klang von weitem ein Schritt auf dem Pflaster oder das Rollen eines Wagens. Stassingk hatte den Ueberzieher geöffnet, weil es ihm zu warm geworden, und schob den Hut in den Nacken. Er blickte zum Horizont auf und sagte träumerisch:

„Unser altes Vaterland ist am Ende auch nicht ohne!“

Der Rittmeister erwiderte:

„Hat's Ihnen denn nicht leid getan, den Bosphorus zu verlassen?“

„Ja und nein! Es hat alles seine zwei Seiten. Uebrigens habe ich mich in Madrid und Washington auch sehr wohl befunden. In Stockholm nicht minder. Ich glaube, mir gefällt's überall. Ich könnte überall leben, ganz einerlei wo, denn nette Damen gibt's schließlich allerwärts. Bei uns hier sind die Menschen nur so entsetzlich schwerfällig und philiströs. Das ist in Amerika am schönsten, da kräht kein Hahn danach, ob man mit dieser oder jener fünf Minuten länger redet...“

Er versank in Gedanken und fragte plötzlich:

„Sagen Sie mal, Hendrich, hat man nicht, wie ich damals vor 'n paar Jahren nach Stockholm geschickt wurde, noch dumme Bemerkungen gemacht wegen der kleinen Prinzessin? Ich hörte es mal!“

„Allerdings, und zwar sehr.“

„Mein Gott, ich habe ihr aber doch nie einen Antrag gemacht! Nie daran gedacht überhaupt nur! Nicht im Traum!“

„Man glaubte eben allgemein...“

„Das ist doch zu albern. Dann hört doch einfach jeder Verkehr auf! Wenn man nicht mit einer Dame, mit der man sich gut unterhält, ein Wort reden kann, ohne daß einem von allen alten Tanten und Klatschbasen sofort Heiratspläne untergeschoben werden!“

Rittmeister Hendrich zuckte die Achseln. Sie hatten das Nahen eines Wagens bei ihrem Gespräche ganz überhört. Einen Augenblick lauschte der Rittmeister, dann zog er Stassingk ein Stück fort bis an die Ecke der Regentenstraße, in der seine Wohnung lag:

„Es sind Cazas.“ Ich höre es gleich am Gangwerk der Gäule, und wenn sie uns bei dem hellen Mondenschein an ihrem Gitter erblicken sollten, so sieht das doch zu töricht

aus.

Sie warteten an der Ecke noch einen Augenblick, bis sie sahen, daß die Equipage vor der Cazaschen Villa in einem kleinen Bogen ausholte und einfuhr. Der Rittmeister hatte recht. Schnell drückten sie sich noch die Hand und trennten sich. Auf der Regentenstraße verhallte klingend Hendrichs Schritt. Stassingk strebte der inneren Stadt zu, doch als er ein Stück fort war, drehte er nochmals um und ging bis an die Villa da Cazas zurück. Wie er sich einredete, um nach der Nummer zu sehen, in Wahrheit jedoch, weil es ihn reizte, zu beobachten, ob ein Fenster sich erhellt hätte. Vielleicht in Maria da Cazas Zimmer.

Maria da Caza! Ihr Bild stand einen Augenblick vor seinen Sinnen. Schön war sie. Wunderbar schön...

Aber das Haus blieb dunkel, und er wandte sich ab, indem er leise „La Paloma“ vor sich hin piffte, nachdem er seine Zigarette auf den Fahrdamm geschleudert.

Maria da Caza hatte die Räume nach der Straße zu gar nicht betreten. Während ihr Mann sofort das nach unten gelegene Schlafzimmer aufsuchte, ließ sie sich von der Jungfer, die aufgeblieben war, in ihrem Ankleidezimmer entkleiden, dann schickte sie das Mädchen fort:

„Sie sind müde, Angnes, gehen Sie zu Bett. Ich mache mir das Haar selbst!“

Während sie vor dem Rokokotoilettentischchen saß, das mit Point-de-Venise-Spitzen drapiert war, flocht sie sich mechanisch das prächtige lange Haar, langsam, ganz langsam, im Gedanken noch bei dem Balle weilend. Ein süßes Gefühl der Gelassenheit, halb der Gleichgültigkeit, halb der Befriedigung löste ihr die Glieder, daß sie sich streckte und dehnte. Sie war nicht müde wie sonst nach den Bällen, sie fühlte sich nicht abgespannt und gelangweilt wie meist, sondern satt, befriedigt, glücklich.

Dieser Graf Stassingk, der es nicht einmal für nötig befunden, von ihr Notiz zu nehmen, würde ihr seinen Besuch machen! Es tat ihrer Eitelkeit wohl, das erreicht zu haben. Und je weiter sie sich in ihren Gedanken gehen ließ, desto klarer wurde es ihr, daß ihr der junge Diplomat gefiel. Seine Art und Weise zu sprechen mit dem Persönlichen, Einschmeichelnden im Ton, machte ihr Eindruck, und unwillkürlich sah sie die Prinzessin vor sich, wie sie verlegen geworden, als er ihr wieder begegnete. Sie malte sich ein Phantasiebild jener türkischen Frau, daretwegen der junge Diplomat Konstantinopel hatte verlassen müssen, sie dachte an Madrid, das sie auch kannte, wo ihm die glutäugigen Spanierinnen hold gewesen, an Washington, wie er wohl den Sommer in New York geflirtet, an Stockholm, wo er die blonden, kalten Nordländerinnen entflammt. Und ganz leise stieg in ihr der Vergleich auf mit anderen Frauen, und sie erinnerte sich dessen, was ihr in allen Tonarten, Wortwendungen und Idiomem von den Herren versichert worden war, daß sie doch die Schönste sei. Ein flüchtiger Blick glitt in den Spiegel.

Dann streckte und dehnte sie sich wieder und überließ sich weiter träumend ihren Gedanken.

Sie fühlte sich satt, befriedigt, glücklich.

Am andern Morgen frühstückte Maria da Caza wie immer

allein, denn Herr da Caza pflegte zeitig nach Karlshorst zur Morgenarbeit seiner Pferde hinauszufahren, dem einzigen im Leben, wofür er sich ernsthaft interessierte. Sie stöberte die angekommenen Postsachen durch, nur ihre Pariser Modenzeitung war für sie, das andere, Briefe für ihren Mann, die sie nicht einmal auf die Handschrift hinsah. Mit dem Blatt in der Hand ging sie in ihr Boudoir, das von oben bis unten mit weißer Seide bespannt war, zeltartig sich am der Decke in Falten zusammenfindend. Das kleine Gemach war ganz in weiß gehalten, die zierlichen Möbel, Schränkchen, Etagères weiß, in matter Farbe, die Stühle mit weißer Seide überzogen. Weiße Angorafelle deckten den Boden, und alle Gegenstände des Gebrauchs: Schreibzeug, Nippes, Schalen Leuchter, alle die Dutzende kleiner Nichtse und Kunstwerke aus Elfenbein.

Maria da Caza dachte wieder an den Ball. Es war erst Herbst, die Saison hatte noch nicht begonnen und nur ein paar Leute hatten tanzen lassen, die es gar nicht abwarten konnten, oder die, wie der Regierungsrat von Lindstedt, nach Außergewöhnlichem, nach den Primeurs des Winters geizten. Dennoch hatte sie schon alle Feste und Bälle über, ehe sie recht ihren Anfang genommen. Es freute sie zwar, eine Rolle zu spielen, angestaunt, bewundert zu werden, die Schönste zu sein, immer gesucht, begehrt sich zu fühlen, aber das ging nun schon ein paar Jahre so und war immer und ewig dasselbe.

Ihr Mann hatte sie so erzogen. Er wollte nichts anderes von ihr und hatte kaum je anderes gewollt, als daß sie glänzen sollte, ein Haus machen und durch ihre Schönheit ihn mit ihr in den Mittelpunkt der Gesellschaft bringen.

Wie sie nach Berlin gekommen und er sich allmählich vermöge seines Geldes einen Rennstall gegründet, zuerst weniger aus Interesse am Sport, als weil ihm die Stellung als Sportsmann einen Relief verlieh und Bekanntschaften sich daran zu knüpfen, da hatten sie noch keinen Verkehr gehabt. Erst allmählich fand sich einer zum anderen. Ein paar Rennleute fingen an, einige junge Offiziere, denen Herr da Caza gute Ritte angeboten, folgten. Und mit der Zeit wuchs ihre Zahl. Maria da Caza's Schönheit zog sie an, ihre Liebenswürdigkeit hielt sie fest. Aber zuerst kamen fast nur Herren: man ward es empfindlich gewahr, daß die Villa da Caza einem Junggesellenheim glich, in dem eine Dame den Vorsitz führte.

Maria da Caza erinnerte sich dieser Anfänge, wie dann ganz plötzlich durch den Regierungsrat, der als Junggeselle bei ihnen verkehrt und nach seiner Verheiratung ihr seine junge Frau zugeführt, der Kreis an Damen sich vergrößert hatte. Sie lächelte im Gedanken an diese ersten, gesellschaftlichen Nöte, an dieses mühsame Bekanntwerden, Eindringen, sich zur Geltung bringen. Sie lächelte, weil er ihr jetzt so fern, so überwunden erschien, wo sie nun schon übersättigt und gelangweilt war von allem, was sie doch damals heiß ersehnt und sich Zoll um Zoll gewonnen.

Und sie dachte wieder an Graf Stassingk, unwillkürlich wie durch eine Zwangsvorstellung, als ob er etwas Neues in ihr Leben brächte, eine frische Note, einen ungehörten Klang. Sie ward neugierig, ob er wohl heute den versprochenen Besuch machen würde. Wahrscheinlich noch nicht, es wäre zu schnell gewesen.

Gegen Mittag zog sie sich an und ging fort. Sie war unruhig und hielt es zu Hause nicht mehr aus. Herr da Caza hatte telephonierte, er hätte zu tun und würde vor dem Diner nicht zurück sein. Sie schlenderte langsam die Tiergartenstraße hinab, der Lennéstraße zu. Eigentlich hatte sie nachmittags reiten wollen, aber da ihr Mann sie nicht begleiten konnte, mußte sie es lassen. Und sie ärgerte sich darüber, denn das wäre doch wenigstens eine Zerstreuung gewesen. Außerdem meinte sie, das wenigstens von ihm verlangen zu können, da er sich sonst nicht um seine

Frau kümmerte.

Das schöne Wetter hatte trotz des leichten Windes, der den Staub der Straße zusammenblies, die Leute ins Freie gelockt, und der Weg war voll Spaziergänger. Fast jeder blickte Maria da Caza an, wie sie mit ihrer königlichen Figur, einfach, aber nach letzter Mode gekleidet, dahinschritt.

Maria da Caza war das gewöhnt, sah es als einen Tribut an, der ihrer Schönheit galt, und empfand kaum mehr das Anstarren der Leute, so natürlich war es ihr geworden. Meistens benutzte sie ihre Victoria oder ihr Coupé, doch heute wollte sie sich Bewegung machen. Ein wenig Gehen und die frische Luft sollten ihr gut tun. Im Grunde hatte sie kein Ziel, und wo sich die Lenné- und Bellevuestraße gabelten, schwankte sie einen Augenblick, welchen Weg sie nehmen sollte. Endlich fiel ihr ein, daß sie zu Schulte, Unter den Linden, gehen konnte, um sich Bilder anzusehen. Vielleicht gab es ein paar neue Gemälde, die sie noch nicht kannte.

Doch sie fand nichts als ein Oelbild von Peter Stöckl, einem jungen Oesterreicher, der sich ab und zu bei ihnen zeigte, und dem Herr da Caza ein paar Gouaches abgekauft, weil er von ihm gelesen, daß er ein „Mann der Zukunft“ sei, auf den man achten müsse. „Müde“ hieß das Werk, das gleich im ersten Saale hing.

Maria da Caza betrachtete die Landschaft, eine weite Heidefläche, auf der brennende, senkende Sonne lag. Warum das gerade „Müde“ heißen sollte, verstand sie nicht. Vergelbte spähte sie nach einer Figur, etwa einem Knaben, der schlummernd im Kraut läge, von Hitze und weitem Marsch übermannt. Doch das Bild enthielt keine Figur, und da sich fast niemand in den Salons befand, ging sie kopfschüttelnd davon, die Straße zurück, die sie gekommen.

Als sie wiederum in die Lennéstraße einbog, kam ihr der Einfall, Gräfin Selbotten zu besuchen, in der nahen Viktoriastraße, eine junge Frau wie sie, deren Mann bis zu seiner Verheiratung Rennen geritten und dadurch mit den Caza's bekannt worden war. Graf Selbotten war zur Kriegsakademie kommandiert, und wie Maria da Caza wußte, noch nicht vom Dienst zurück. Um diese Zeit pflegte die Gräfin zu Hause zu sein.

„Frau Gräfin läßt bitten!“ sagte der Bursche und öffnete die Tür zum Salon.

Beim Eintreten konnte Maria da Caza im ersten Augenblick wegen der Blendung durch die Fenster nur ein paar dunkle Schatten erkennen. Die Gräfin, eine rundliche, kleine Frau, die zu viel und gern lachte, stand auf, und die beiden Damen umarmten sich.

„Das ist ja reizend, daß Du kommst, Maria!“ sagte Gräfin Selbotten und gab der Eintretenden noch einmal einen Kuß auf beide Wangen.

„Ich wollte Dir vom Ball bei Lindstedts erzählen!“ antwortete schnell Maria da Caza, obwohl ihr das eben erst eingefallen war. Die kleine, vergnügte Frau lachte fröhlich:

„Ich weiß schon alles!“

Nun erst betrachtete Frau da Caza den Besuch, der sich erhoben hatte und zur Seite stand, die Hände leicht auf die Lehne seines Stuhles gestützt. Ihre Augen hatten Zeit gehabt, sich an die Lichtverhältnisse zu gewöhnen, und sie erkannte Graf Stassingk. Doch sie wartete nicht ab, daß er sich ihr nun bekannt machen ließe, sondern achtete absichtlich nicht auf ihn, setzte sich so, daß sie ihm fast den Rücken drehte und begann sofort ein eifriges Gespräch mit ihrer kleinen Freundin. Diese meinte, die beiden kannten sich, und hörte zuerst vor lauter Lachen, Schwatzen und Fröhlichkeit gar nicht auf die mehrmalige Bitte des jungen Diplomaten, Maria da Caza genannt zu werden. Endlich ward sie den Irrtum gewahr, freute sich über das Verschen und rief:

„Ach, die Herrschaften kennen sich nicht!“ Graf Stas-

singk — Frau 'da Caza . . . Aber bester Graf, Sie müssen sich doch gestern auf dem Balle getroffen haben?

„So?“ sagte Maria da Caza, als erinnerte sie sich nicht, und Stassingk sprach:

„Natürlich, gnädigste Frau! Und Sie werden wohl sehr schlecht von mir denken, aber wirklich, wie es so manchmal geht, den gleichgültigsten Leuten läßt man sich vorstellen u. darüber verpaßt man die anderen. Den ganzen Abend hindurch hatte ich die Absicht, aber ich wollte es nicht in einem beliebigen Augenblick tun, sondern wenn Sie einmal in einer Ecke irgendwo in Ruhe säßen. Dazu kam es aber nicht, denn Sie tanzten ja fortwährend. Von einem Herrn ging es zum anderen. Und die kannten Sie doch alle. Ich aber hätte nur flüchtig meine Verbeugung machen können, und nicht ein Wort hätten wir gewechselt. Das wollte ich nicht. Und . . . und da getraute ich mich nicht heran . . .

Dabei hatte er einen so demütigen, fast schüchternen Ton angenommen, daß Maria da Caza mit einem Schlage jedes Gefühl der Verstimmung verlor, das ihr aus seiner Nichtbeachtung erwachsen. Sie fragte freundlich mit durchzitterndem Erstaunen:

„Sie getrauten sich nicht heran?“

„Sie waren so umworben!“

„Ach, . . . nun, ich tanze viel!“

„Jeder wollte mit Ihnen tanzen!“

„Weil ich sehr viel Bekannte habe. Die wollen artig sein.“

Graf Stassingk schüttelte den Kopf:

„Herr von Lindstedt traf das Richtige. Er machte die Herren darauf aufmerksam, nur mit vier Worten, aber die sagten alles.“

„Vier Worte?“

„Jawohl, gnädige Frau, nur vier Worte!“

Sie fühlte sich ein wenig geschmeichelt, und die Neugier regte sich:

„Da bin ich doch gespannt!“

„Maria da Caza tanzt!“ antwortete der junge Diplomat mit einem gewissen stolzen und doch warmen Ton laut und anders, als er sonst sprach.

Die kleine Gräfin Selbstotten saß ruhig lächelnd daneben und konnte in die Unterhaltung der beiden nicht eingreifen, weil sie nichts Allgemeines sprachen, sondern persönliche Dinge. Dabei wandten sie sich einander zu, so daß es fast schien, als wäre die Frau des Hauses nicht vorhanden.

„Wir vergessen dich ganz!“ sagte Maria da Caza. Die kleine Gräfin meinte, das käme daher, daß sie nicht auf dem Balle gewesen, und Stassingk wußte ihr sofort eine Artigkeit zu sagen: man habe nach ihr gefragt. Es klang so, als sei sie allgemein vermißt worden, doch nach näherer Erkundigung vermochte er nicht anzugeben, wer von ihr gesprochen. Aber Gräfin Selbstotten fühlte sich dennoch angenehm berührt.

Maria da Caza wußte, daß, wenn Graf Selbstotten aus der Kriegsakademie hungrig zurückkam, die jungen Eheleute sofort zu Tisch zu gehen pflegten. Deshalb erhob sie sich, als es klingelte und man im Entree das Klirren beim Ablegen des Säbels hörte. Schnell, ehe der Hausherr erschien, stand sie auch schon an der Tür.

„Mein Mann sieht bloß nach unserer Kleinen drüben, dann kommt er gleich!“ erklärte die Gräfin, doch Maria da Caza ließ sich nicht halten:

„Ich weiß, Ihr wollt zu Tisch gehen! Grüß Deinen Gatten!“

Damit war sie hinaus, und Graf Stassingk konnte unter diesen Umständen nicht anders als sich anschließen. Sie schritten nebeneinander, und sie fragte, woher er die Selbstottens kenne, da er doch jahrelang abwesend gewesen.

„Sie kannte ich bisher noch nicht, gnädige Frau. Mit ihm bin ich auf der Schule zusammen gewesen und bin außerdem Reserveoffizier von seinem Regiment!“

Einen Blick ließ sie unbemerkt über seine Figur gleiten, mit dem Gedanken, daß die Husarenuniform ihm gut stehen müsse, und sagte scheinbar ganz nebenher, um nur etwas zu erwidern:

„Die Uniform ist hübsch!“

Er stimmte bei, und unwillkürlich bogen sie in die Tiergartenstraße nach links ein, wo die Villa lag. Es war, als sollte nun die Unterhaltung ersterben, da sagte er:

„Gnädige Frau, wissen Sie, weshalb ich mich so lange aufgehalten, ohne den Entschluß fassen zu können, mich Ihnen vorstellen zu lassen?“

„Ach, das ist ja längst vergeben — reden wir doch nicht davon . . .“

„Mir liegt daran.“

„Wieso?“

„Ich fand eine Aehnlichkeit, eine wundersame Aehnlichkeit . . . als ich eintrat in den Saal und Sie sah . . .“

Sie wußte nicht, wo das hinaus sollte, begriff nicht, was er wollte, nur der fast feierliche Ton fiel ihr auf und daß sein Gesicht ganz ernst geworden. Sie fragte:

„Eine Aehnlichkeit?“

„Ja, gnädige Frau. In Madrid ist eine Dame der Gesellschaft, die schönste Spanierin, die ich während meiner Dienstleistung dort gesehen habe, und die Damen sind schön dort . . . die sah . . . genug, wie ich gestern auf den Ball kam, dachte ich, Sie müßten ihre Schwester sein. Nur einen helleren Teint besitzen Sie, gnädige Frau. Dann hörte ich den Namen, der doch eigentlich romanisch klingt!“

Maria da Caza lächelte:

Ich bin keine Spanierin, sondern meine Eltern waren Bayern. Der Name meines Mannes ist allerdings romanischen Ursprunges — aus Dalmatien, aber das ist schon lange her und er ist in Wien geboren.

Graf Stassingk blickte sie nicht an, sondern sah vor sich hin, als vergegenwärtige er sich ein Bild:

„Sie war groß und schlank, von einer wundervollen ebenmäßigen Gestalt, einer königlichen Figur, ihr blauschwarzes Haar, weich und dennoch mächtig, trug sie frei aus der Stirn gekämmt in griechischem Knoten. Das schmale Gesicht, oval, edel geformt, mit feiner, gerader Nase, erhielt seine größte Schönheit neben dem kleinen Mund, den wunderschönen Zähnen, durch die Augen. Dunkle, glühende und doch kalte, stolze Augen, die immer glänzten, wie halb umflort, immer glänzten . . .“

Maria da Caza fühlte, wie ihr langsam die Röte ins Gesicht stieg, als ihr Begleiter sie Linie um Linie selbst beschrieb. Sie wollte sich darüber ärgern, sie hatte ein verweisendes Wort auf ihren Lippen, aber sie sah, daß er sie nicht anblickte, und der Klang seiner Stimme war ganz ruhig, wie bei einem gleichgültigen Gespräch. Und sie meinte, daß, wenn sie etwa jetzt bäte, nicht so zu sprechen, er sie am Ende gar nicht verstehen möchte und erstaunt fragen, was sie denn eigentlich Worten herausgehört, das er nie habe hineinlegen wollen. Das wäre ihr so peinlich gewesen, daß sie lieber schwieg. Dazu sprach er ganz anders als auf dem Balle, wo in seiner Art und Weise zwar bestrickende Liebenswürdigkeit gelegen, aber dennoch, wie sie jetzt fand, etwas Oberflächliches, Leichtes, während er in diesem Augenblick ernst redete und wie ganz bewegt von seinem Gegenstand.

Sie wußte nicht recht, galt es ihr oder einer Erinnerung.

Graf Stassingk sprach nicht weiter, er ging wie in Gedanken versunken neben der schönen Frau einher, und bei jedem Schritte vorwärts ward sie immer mehr der Ueberzeugung, daß ihn irgend ein Bild aus der Vergangenheit festhalte und die Worte, die er eben von ihr über ihre Schönheit gesprochen, nur auf dem Umwege ihr gegolten.

Da stieg wieder ein leises Gefühl der Verstimmung in ihr



**Spezialfabrik
für Kellereimaschinen**

Ing. H. Heinrich

WIEN, XIX. Gegr. 1840

Liefert in vorzüglicher Ausführung Pumpen
für Weinkellereien und Brauereien, ferner
Flaschenreinigungs-, Wasch-, Füll- und
Korkmaschinen. — Pasteurisirapparate. —
Stehende Röhrenkessel. — Weinpressen.
Kataloge und Offerte auf Verlangen.

Kommissionslager u. Vertreter: **Carlos Zukermann, Porto Alegre**

empor, weil er zu ihr, neben ihr, von einer anderen erzählt, der noch jetzt nach Jahren sein Gedenken gehörte.

Er fuhr plötzlich auf und setzte in ganz anderem Tone ein. Man merkte, daß er die Unschicklichkeit empfand, so lange zu schweigen:

„Haben Sie das Bild „Müde“ bei Schulte gesehen, gnädige Frau?“

Sie war erstaunt:

„Eben bin ich da gewesen!“

„Ach, eben?“

„Vor einer halben Stunde.“

„Und ich heute früh, gnädige Frau!“

„Da ist fast Ihr erster Gang in Berlin in die Bilderausstellung?“

Das hatte sie ihm doch nicht zugetraut. Er schob sich mit dem Zeigefinger den kleinen, blonden Schnurrbart in die Höhe und sagte mit gewissem Nachdruck:

„Ich liebe die Kunst über alles!“

Wieder hatte sie die Empfindung, als löse sich die kurze Verstimmung gänzlich auf, als wären sie glücklich, die Entdeckung zu machen, daß er doch nicht ganz der oberflächliche Mensch war, den in ihm zu ahnen sie sich nicht hatte erwehren können. Graf Stassingk fuhr fort:

„Dieses „Müde“ ist schön. Diese Symbolik, daß das „Müde“ sich auf die Stimmung der ganzen Landschaft bezieht! Diese Heide, die in der glühenden Mittagssonne dämmert! Das scheint alles nach Kühle, nach Regen zu verlangen, um aufgeschreckt zu werden, um aufzuwachen, und jetzt liegt noch bleierne Müdigkeit darüber.“

„Ich suchte nach einer Figur auf dem Bilde!“ gestand Maria da Caza.

„Die Landschaft spricht für sich allein, die Landschaft, diese Heide ist selbst müde!“

Das Verständnis für das Bild ging ihr plötzlich auf und sie freute sich, ihm zu sagen, Peter Stöckl verkehre bei ihnen. Obwohl sie sonst nicht viel auf den etwas stillen, in sich gekehrten jungen Maler gegeben, erinnerte sie sich seiner mit dem angenehmen Bewußtsein, Stassingk bei dieser Gelegenheit zeigen zu können, daß in der Villa da Caza auch die Kunst eine Stätte finde, die Kunst, die er „über alles liebte“, wie er vorhin gesagt.

Sie standen vor dem Gartentor.

„Ich wollte eigentlich heute meine Aufwartung machen. Nun also ein andermal werde ich mir gestatten.“

In ihrer ruhigen, stolzen Art neigte sie den schönen Kopf nachdem er die Tür geöffnet. Sie reichte ihm nicht die Hand. Er blickte ihr nach, wie sie mit vielleicht etwas eiligeren Schritten, als sonst ihre Gewohnheit war, dem Portal der Villa zustrebte.

Als er die Straße nach dem Innern der Stadt zurückkehrte, lag ein frisches, selbstzufriedenes Lächeln auf seinen Lip-

pen, seine hübschen, blauen Augen strahlten, sein Gang hatte wie im Ballsaal etwas Leichtes, Schwebendes, Fröhliches, als ob er nur immer gewohnt sei, den Weg geebnet zu finden.

Herr da Caza brachte ein paar Rennleute mit zum Diner um sieben Uhr: Rittmeister Hendrich, Leutnant von Remer, Mister Easpi und einige Pferdebesitzer. Es wurde von nichts weiter gesprochen als vom Sport, wie immer an solchen Tagen, und Maria da Caza langweilte sich. Sie fragte die Herren nach Peter Stöckls Bild, für das sie sich nach Graf Stassingks Erklärung jetzt begeisterte. Keiner war bei Schulte gewesen, und obwohl sie den jungen Künstler aus dem Cazaaschen Hause kannten, zeigte niemand Interesse für das Gemälde. Sofort wurden Rennaussichten, Trainingberichte, Gewinnchancen, Propositionen, Neuankäufe wieder das Thema der Unterhaltung.

Dadurch erschien ihr Graf Stassingk plötzlich als ein Mann aus einer anderen Welt, ein Mann, der doch auch Tiefe besaß, der für die Kunst ein Herz hatte, die Welt in beiden Hemisphären kannte, als ein Mann, mit dem man sich unterhalten konnte, während der Horizont dieser Flachköpfe mit ihrem Handwerk, ihrem Geschäft ein Ende fand.

Sobald die Gäste fort waren, ging Herr da Caza zur Ruhe. „Ich muß morgen frühzeitig heraus, Maria!“ — sagte er gähmend und wollte ihr den Gutenachtkuß geben. Sie ärgerte sich so darüber, daß sie eine abwehrende Bewegung machte und ihm nur die Fingerspitzen überließ.

Eine Weile irrte sie noch durch die Räume, unschlüssig, was sie tun sollte. Hier und da nahm sie für einen Augenblick Platz, besah sich Ringe und Armbänder, schaute in den Spiegel, um sich jedoch wieder abzuwenden. Immer kehrten ihre Gedanken zu Graf Stassingk zurück, an dem doch eigentlich nichts Besonderes war, wie sie bei seinem ersten Erscheinen gedacht. Aber sie sagte sich, daß er ihr gleichgültig sei, gleichgültig, wie ihr alle und alles in der Stimmung dieses Tages gleichgültig erschien.

Dann ging sie, um sich ein Buch zu holen, ins Bibliothekszimmer — das mehr eingerichtet worden, weil es der Baumeister vorgesehen, als aus innerer Notwendigkeit, denn Herr da Caza las nichts. Einzuschlafen war ihr doch unmöglich.

Maria da Caza suchte in den Schränken, auf den Regalen, aber sie konnte sich für nichts entscheiden. Sie meinte alles schon gelesen zu haben, alles zu kennen. Mitten im Zimmer kniete sie sich hin und wühlte und warf alles durcheinander. Ein Buch blieb ihr in der Hand, ein französischer Novellenband: Marcel Prevosts „nouvelles lettres de femmes“, das mußte man gelesen haben, wie ihr ein paar Herren auf dem Lindstedtschen Balle versichert. Damit ging sie, nachdem sie dem Diener das Auslöschchen der Lichter befohlen, dem Schlafzimmer zu. Vorher nahm sie sich noch eine silberne Schale voll Süßigkeiten an ihr Bett.

Als sie in das gemeinsame Schlafgemach trat, suchte sie aus alter Gewohnheit möglichst wenig Lärm zu machen, aber wie sie ihren Gatten ruhig und tief atmen hörte, hatte sie ein Gefühl der Unlust und Empörung, daß er schlafen konnte und sie nicht. Unwillkürlich gab sie sich keine Mühe mehr, ihn nicht zu wecken, sondern entkleidete sich geräuschvoll. Dann schlug sie in ihrem Bett das Buch auf und begann zu lesen. Doch nur mit halber Aufmerksamkeit, denn ihre Gedanken entglitten ihr oft, und schließlich entsank ihr der Band und sie überließ sich ihren Träumen, während der Schlaf er ihr das Gesicht zukehrte.

Maria da Caza betrachtete lange, gleichmütig das regelmäßige Antlitz ihres Mannes, das nur durch die eingesunkene Höhle des nachts entfernten Auges etwas Wildes erhielt. Ihr fiel ein, wie sie sich als Mädchen in diese Züge vergafft, die dem unerfahrenen Ding, das auf dem stillen bayerischen Waldgute nie vorher einen Mann der Gesellschaft gesehen, göttlich erschienen und wie die Jahre sie abgekühlt, so daß sie ihr nun gleichgültig waren, völlig, völlig gleichgültig.

Und sie dachte: So muß es im Leben immer kommen, da gibt es kein Sträuben, kein Auflehnen, es ist einmal Naturgesetz, auf den Höhepunkt folgt der Fall, auf den Sommer der Herbst.

Zufällig erhob sich draußen ein Windstoß und der Oktobersturm fegte die Blätter von den großen Bäumen des Tiergartens, jenseits der Straße.

III.

Gerade als Maria da Caza nicht zu Hause war, hatte Graf Stassingk seinen Besuch gemacht. Sie war ärgerlich darüber, während ihr Mann sich freute, die Karte des jungen Diplomaten vorzufinden. Die Caza hatten es jetzt zwar nicht mehr nötig, jedes Mitglied der „Gesellschaft“, das bei ihnen Besuch machte, als einen Schritt nach vorwärts anzusehen, aber bei den Herren vom Auswärtigen Amt empfand Herr da Caza doch immer noch eine kleine Genugtuung.

Mit der „Korrektheit“, die er sich angeeignet und auf die er große Stücke hielt, suchte er sofort am nächsten Tage Graf Stassingk auf, ohne ihn jedoch zu treffen.

Maria da Caza wollte ihn bald möglichst eingeladen haben, aber ein wenig mußte gewartet werden, damit es nicht zu eilig aussähe, und dann folgten drei Tage, an denen sie etwas vorhatten: ein Diner beim Botschaftsrat von der Kerk, der Besuch des Zirkus Renz mit Selbstens, Rittmeister Hendrich und einem Vetter der kleinen Gräfin, und endlich Rennen in Karlsruh. Beim Diner war Stassingk nicht und auch nicht im Zirkus, obwohl Maria nach allen Seiten spähte, ob ihn nicht vielleicht ein Zufall gerade an dem Abend hinführt. So blieb als einzige Hoffnung der Renntag.

Herr da Caza hatte, wie zu jedem Rennen, eine Anzahl von Bekannten dazu aufgefordert, mit seiner Coach hinauszufahren. Vorher nahmen die Eingeladenen in der Villa das Frühstück ein. Ein Herr hatte abgesagt, noch am Morgen des Renntages:

„Wie wäre es, wenn wir es Graf Stassingk sagen ließen?“ schlug sofort Maria da Caza vor. Ihr Mann sann einen Augenblick nach, dann meinte er aber, für eine erste Einladung sei es zu spät, denn Stassingk würde merken, daß er nur als Lückenbüsser gewünscht worden wäre:

„Dazu müßten wir ihn doch genauer kennen! Ich werde Zes dem Peter Stöckl sagen lassen, der wollte immer gern einmal ein Rennen sehen! Vielleicht kriegt er Lust, mal eins meiner Pferde zu malen!“

Sie dachte an das Bild „Müde“, das ihr Stassingk mit so richtiger Empfindung erklärt, und es ärgerte sie, daß ihr Mann den Farbdichter dieses Werkes für gut genug hielt, eines seiner Rennpferde abzuzeichnen, und da noch eine Verstimmung dazu kam, daß er nicht darauf eingegan-

gen war, den aufzufordern, den sie wünschte, sagte sie wegwerfend:

„Der wird sich hüten, deine Tiere zu malen!“

Nicht im geringsten ereiferte er sich, sondern antwortete nur mit einem überlegenen Lächeln:

„Das sind deine Ideale, Maria. So ist es aber gar nicht in der Welt. Der ernste Künstler, Symbolist und Stimmungsmaler wird schon auch meine Pferde malen. Es fragt sich bloß, was es kostet. Vielleicht würde es teuer sein, aber zu haben ist alles!“

Das Frühstück langweilte Maria da Caza über die Massen, denn sie konnte es nicht erwarten, bis sie auf dem Rennplatz wären. Erst als die Coach im Hof unter dem Glasdach der Tür vorgefahren war, ward sie etwas angeregt. Der Regierungsrat fragte sie auf der Treppe:

Sind Sie nicht wohl, gnädige Frau?“

„Ich habe etwas Migräne, die frische Luft wird mir gut tun!“

Herr von Lindstedt betrachtete sie nach seiner Art mit listig blinzenden Augen:

„Hehe, Sie sehen aber schöner aus denn je!“

Sie antwortete nicht, sondern wandte sich der Coach zu. Die vier Füchse standen tadellos da auf allen vier Beinen an Strang und Zügel, Veilchensträuße an den Rosetten der Stirnbänder. Herr da Caza lenkte selbst, und nachdem Leutnant von Remer neben ihm Platz genommen und die übrigen Damen und Herren sich auf den Sitzen des Verdeckes verteilt, die Diener sich hinten aufgeschwungen, Remers Bursche mit Rennsattel und Peitsche ins Innere geschaut und die rothbemalte Tür zugeschlagen, ging es davon. Der Sand knirschte bis zum Tor, dann rollte der Viererzug auf dem Asphalt der Tiergartenstraße hinab über den Potsdamer Platz durch die Königgrätzerstraße nach Treptow.

„Es tut einem doch das Herz so weh, so zum Rennen zu fahren und nicht mitreiten zu können!“ meinte Graf Selbstens, ein großer, schlanker Husar, der ebensoviel lachte wie seine Frau. Frau von Lindstedt entgegnete bescheiden, indem sie ängstlich nach ihrem Mann blickte, als fürchte sie sich, eine Dummheit zu sagen:

„Sie haben doch früher so viel geritten, wie ich höre, warum reiten Sie denn nun nicht mehr?“

Die kleine Gräfin ereiferte sich in komischer Aufwallung:

„Gnädige Frau, nun reden Sie ihm auch noch zu, und ein Verheirateter braucht doch wirklich nicht Rennen zu reiten, damit er Frau und Kind zu Witve und Waise macht!“

Alle lachten, und Peter Stöckl, ein schmächtiger, elegant gekleideter Mensch mit tiefliegenden, dunklen Augen, der äußerlich gar nicht nach einem Künstler aussah, fragte wie jemand, der keine Ahnung vom Gegenstande hat und sich unterrichten möchte:

„Ist denn das Rennen wirklich so gefährlich, Frau Gräfin?“

„Nur für den Reiter, für den Besitzer weniger! Hm! Hm!“ scherzte der Regierungsrat. Aber Rittmeister Hendrich erwiderte etwas scharf, weil auch er Pferde laufen ließ, ohne selbst in den Sattel zu steigen:

„Für Herrn von Lindstedt ist es noch weniger gefährlich, denn er reitet weder, noch hat er einen Stall, noch wettet er.“

„Weil ich ein Gegner des Spieles bin in jeder Form!“ antwortete Herr von Lindstedt, indem er sich in die Brust warf und zu seiner Frau hinüberschaute. Er hatte das reiche, junge Mädchen geheiratet, als er nach einem ziemlich wüsten Leben sein Vermögen verbraucht sah. Der Rittmeister, der das wußte und zugleich, daß der Regierungsrat liebte, seiner Frau gegenüber als Tugendspiegel zu erscheinen, antwortete ironisch:

„Seit wann denn, Herr Regierungsrat?“

Maria da Caza hatte kaum den Gesprächen zugehört. Sie sah in ihrer englischen „robe tailleur“, die ihrer glatten Ein-

fachheit so gut stand, schweigend da und dachte an das kommende Rennen, indem ihr immer wieder die Frage auftauchte, die sie vergeblich zu verscheuchen suchte, ob Graf Stassingk in Karlshorst sein würde.

Die Coach rollte durch den Treptower Park. Hier und da standen ein paar dürrtige Leute am Wege, und blickten dem eleganten Viererzug stumpfsinnig nach. Am Eierhäuschen holte er eine Abteilung Fußwanderer ein, wie es schien, nach Karlshorst unterwegs — denn sie trugen Operngläser und einer las seinen Gefährten aus einer Zeitung Tips vor. Dann zeigten sich Staubwolken auf der sonst einsamen Straße, und sie kamen an einigen Mietswagen und Droschken vorüber, die — man kannte es an den Insassen — dem Rennplatz zustrebten. Ein paar Offiziere begrüßte man, und Herr Caza rief dem einen zu:

„Ich habe einen guten Ritt für Sie!“

Der Offizier nickte. Sie fuhren über die Spree und in das Gehölz, in dem Karlshorst lag. Dort mehrten sich die Gefährte, Equipagen, Doquarts, Viktorias, ein paar Jagdwagen. Es folgten Droschken in langer Reihe, ein Break, wieder Droschken, und endlich holten sie ein Coach ein, hinter der sie bleiben mußten, und die ihnen nun das Tempo angab.

Maria da Caza saß mit dem Rücken nach vorn, wegen des herbstlich scharfen Luftzuges, der hier oben doppelt empfindlich ward. Als man von der Coach vor ihnen sprach, fragte sie:

„Wem gehört sie?“

„Herzog von Ortenburg!“ erklärte kurz Rittmeister Hendrich, weil er wußte, daß der Herzog die Caza nie beachtet hatte. Sie fragte nicht weiter, doch der Regierungsrat lüftete plötzlich auffällig freundlich seinen Hut und winkte lebhaft mit der Hand, während er rief:

Der Mordskerl sieht wieder aus wie 'ne frische Rose. Der wird wohl wieder mal ein paar Dutzend Herzen auf die Strecke bringen.

Sie wußte sofort, wen er meinte, und fuhr wie der Blitz herum. Drüben, gerade vor ihr, nur ein paar Meter entfernt, saß Graf Stassingk auf dem Viererzuge des Herzogs. Als er ihr ins Gesicht blickte, grüßte er lebhaft, und sie neigte, ihre jähe Freude über seine Anwesenheit bemeisternd, gemessen das Haupt.

Die Wagenmenge wuchs von Minute zu Minute, rechts und links der Straße hielten einzelne leere Gefährte im Wald, die ihre Last schon abgeladen hatten, und als sich die Bäume öffneten, sah man die Tribünen und Baulichkeiten von Karlshorst liegen. Die Coach fuhr ein, und man half den Damen herab.

Es war einer der letzten Renntage des Jahres, und das schöne Herbstwetter hatte eine große Menschenzahl herausgelockt, so daß die große Tribüne fast gefüllt war und sich auf dem Sattelplatz eine ungeheure Menge schob.

Sie schritten durch das Heer von Bummlern, Wetterern, Buchmachern, Neugierigen, von Offizieren, Rennleuten, Pferdebesitzern Angestellten, von Damen der Halbwelt und Gesellschaft, Schauspielerinnen, Offiziersfrauen, Vertreterinnen der reichen Kaufleute, hohen Finanz, Diplomatie und Fremden. Herr da Caza hatte für das ganze Jahr eine Loge gemietet. Er selbst kam nur wenig dorthin, denn er blieb auf der Tribüne, wo die Rennleute saßen, um bei der Hand zu sein, wenn es galt, schnell noch Wetten abzuschließen, Dispositionen zu treffen und hier und da heranzuhorchen und zu sprechen.

Maria da Caza nahm immer Gäste mit in ihre Loge: diesen Herbst fast ausschließlich Selbstotts und Lindstedts, dann blieb gerade noch ein Platz übrig für irgend einen einzelnen Herrn. Rittmeister Hendrich und Leutnant von Remer pflegten sich zu den Rennleuten zu halten. Sie waren wie Herr da Caza der Ansicht, daß auf dem Rennplatze die Damen erst in zweiter Reihe ständen. Graf Selbstott hatte aus seiner

eigenen Rennzeit, obwohl er keine Pferde mehr besaß, doch noch so viel alte Bekannte zu begrüßen, so viel Freude an dem ganzen Betriebe, daß auch er sich wenig zeigte und jedenfalls sofort verschwand, sobald ein Rennen gelaufen war, um erst beim Beginn des nächsten in der Cazaschen Loge wieder zu erscheinen. Da paßte es ihm denn außerordentlich gut, seine Frau untergebracht zu wissen, die er sonst nicht hätte allein lassen können.

Die drei Damen hatten in der Loge Platz genommen, hinter ihnen der Regierungsrat und Peter Stöckl, für den die ganze Treiben Neuland war und der sich aufmerksam nach allen Seiten umschaute.

Die Tribünen füllten sich mehr und mehr und die Menge flutete vom Sattelplatz, vom Totalisator, vom Restaurant und von der Wage aus nach vorn auf den Platz zwischen Tribünen und Geläuf. Einige Aufmerksamkeit machte sich bemerkbar, die Gespräche hörten auf und man wandte die Augen nach dem grünen Rasen, wo ein paar Pferde, von Jockeys geritten, erschienen waren.

Der Regierungsrat erklärte hinter dem Maler, daß nun der Aufgalopp an den Tribünen vorbei gemacht werden würde, um die Pferde im Publikum im Gang zu zeigen, sie — für Reiter und Pferd gleich vorteilhaft — vorher noch einen Augenblick in Schwung zu setzen und dem Start zuzusteuern, von wo dann der Ablauf zum Rennen geschähe.

Maria da Caza studierte mit Gräfin Selbstott das Programm, aber sie war nur halb bei der Sache und ließ die Blicke ins Publikum schweifen, das unter ihnen stand oder sich hin und her schob. Die Nummern der Pferde, die im Eröffnungsrennen laufen sollten, waren längst aufgelesen, und darunter befand sich auch ein Gaul des Herrn da Caza.

„Ihre Farben sind ja vertreten, gnädige Frau! Schwarze Jacke, schwarze Kappel!“ sagte Herr von Lindstedt, indem er auf einen Fuchs wies, der eben vorüberkanterte. Sie tat etwas erstaunt:

„So?“

„Jawohl, gewiß! Dort, da geht er hin!“

„Ja richtig!“ antwortete sie zerstreut, denn in diesem Augenblick hatte sie Graf Stassingk gesehen. Er stand rechts von ihnen, ein halbes Dutzend Logen entfernt, hinter dem Stuhl einer Dame, mit der er eifrig sprach.

Maria da Caza verwandte kein Auge von ihm, aber es gelang ihr nicht, das Gesicht derjenigen zu erblicken, mit der er sich unterhielt, und der schwedische Gesandtschaftssekretär Herr von Nyvenström trat eben an die Cazasche Loge. Sein Schnurrbart hing noch mehr als gewöhnlich. Er lächelte freundlich, während er die Damen begrüßte. Er fragte nur, wie ihnen der Ball bekommen sei, dann schnitt ihm die Glocke das Wort ab, die den Ablauf anzeigte.

Das Lachen, Sprechen, Verhandeln, das Hinundherlaufen hörte auf einmal auf, und alles wandte seine Aufmerksamkeit dem Rennen zu. Es trat annähernde Stille ein, die nur durch Gemurmel unterbrochen ward, wenn das Bild der laufenden Pferde sich einmal verschob und dieser oder jener zurückfiel oder seinen Platz verbesserte. Das Rennen war kurz, ein Flachrennen, um den Anfang zu machen, und bald wuchs das Interesse der Zuschauer, als sich die Reiter dem Ziele näherten. Nur Maria da Caza kümmerte sich nicht um den Kampf, denn sie hatte entdeckt, daß Graf Stassingk sich mit der Prinzessin Löwengard unterhielt.

Sie sagte sich in den Blitzgedankengängen einer Sekunde, daß ihr doch Stassingk eigentlich einerlei sein müsse und es ihr vollkommen gleichgültig sein könnte, mit welcher Dame er sich unterhielt. Aber sie wußte, daß sie sich das nur einredete, denn mit ihr sollte er sprechen. Sie verlangte, er solle, nachdem er sie einmal gesehen, sofort zu ihr kommen, um ihr zu versichern, wie er bedauerte, sie bei seinem Besuche nicht angetroffen zu haben.

Der Lärm, der sich plötzlich erhob, ließ sie auf das Ren-

nen achten. Der Jockei in den Cazaschen Farben brachte seinen Fuchs gerade vor den Tribünen noch mit einem mächtigen Anprall heran. Die Aufregung steigerte sich. Nur wenige Pferdelängen trennten ihn noch vom vermeintlichen Sieger, gegen den alle anderen Pferde zurückgefallen waren. nur wenige Längen beide, nun um den Sieg streitende Pferde, noch vom Ziel. Man rief den Jockeis' ermunternde Worte zu, man feuerte an, man bedauerte, schimpfte, fluchte, lachte durcheinander und zwei Sekunden später waren die beiden Tiere Kopf an Kopf am Richterpfosten vorübergekommen.

„Wir müssen warten, bis die Nummern aufgelesen sind, von hier aus täuscht es so, daß man nichts sagen kann!“ erklärte der Regierungsrat den Damen, indem er sich umblickte, um Zustimmung zu finden. Herr von Nyvenström nickte.

„Totes Rennen!“ rief jemand, und ein anderer jenem vollkommen unbekannten Herr wurde wütend:

„Unsinn, Unsinn, der Fuchs hat's! Totes Rennen, so'n Unsinn!“

Maria da Caza hatte sich nach den Streitenden umgeblickt, die sich hinter ihrer Loge anführten, als wäre die Behauptung „Totes Rennen“ eine Beleidigung gewesen, als plötzlich vor ihr an der Brüstung eine Stimme tönte:

„Ich gratuliere, gnädige Frau!“

Sie drehte sich herum. Graf Stassingk grüßte und erklärte, die Nummern wären eben in ihren Rahmen aufgestiegen und ihr Gatte habe das Rennen gewonnen. Sie war ganz leicht errötet und reichte ihm die Hand, die er an die Lippen zog.

„Wo sind Sie denn hergekommen? Sie standen doch vorher dort drüben, glaubte ich?“

„Jawohl, bei der Prinzessin war ich eben. Sie hat Geburtstag heute. Da muß man doch Glück wünschen.“

„Ist sie mit ihren Eltern hier?“ fragte mühsam unbefangene Maria da Caza.

„Nein, mit Ortenburgs. Ihr Vater verurteilt die Rennen. Der ist so'n bisschen streng. Die Löwengårds kommen vor lauter Bedenken zu gar keinem richtigen Lebensgenuß. Und schließlich lebt man doch bloß einmal und die Welt ist so schön, so wunderschön!“

Seine Augen leuchteten und er blickte ihr gerade ins Gesicht, als solle sie die letzten Worte auf sich selbst beziehen.

Indessen hatten sich die Tribünen wieder geleert, und die Menge strömte von neuem nach hinten zu Restaurant, Wagen, Sattelplatz und Totalisator. Ein paar Herren, die nur Frau da Caza kannten, jedoch nicht die beiden anderen Damen, waren an die Loge herangetreten, um ihr zum Siege Glück zu machen. Graf Stassingk blieb stehen.

Lindenstedts brachen auf und nahmen Gräfin Selbotten und den Maler mit sich, so daß Maria da Caza, nachdem die anderen Herren gegangen, sich mit dem jungen Diplomaten allein sah.

„Aber lassen Sie sich nicht stören, Graf Stassingk, wenn Sie wetten wollen oder zu tun haben. Bringen Sie mich bloß zu ein paar Bekannten,“ sagte sie.

„Ich will nicht wetten und habe nichts zu tun.“

„Dann sind Sie eine Ausnahme, denn die meisten Herren wollen uns Damen zwar auf dem Rennen haben und sehen, aber sie kümmern sich nicht gern um uns.“

„Gnädige Frau, gestehen Sie einmal, was wären denn die ganzen Rennen ohne die Damen? Man will doch hübsche Gesichter sehen, schöne Erscheinungen, Toiletten, man will ein bisschen schwatzen, Bekannte begrüßen, wiederschauen — Auge, Ohr, alles will genießen. Auf ein Rennen ohne Damen würde ich überhaupt nicht gehen.“

Sie blickte ihn mißtrauisch an.

„Warum nicht?“

„Das wäre langweilig. Wo keine Damen sind, langweile ich mich.“

„Wetten Sie denn nicht?“

„Niemals. Ich komme zum Rennen, um mich zu unterhalten, aber doch nicht, um Berechnungen zu machen und mir den Kopf zu zerbrechen, welcher Gaul denn wohl gewinnen könnte. Ohne das ist doch eine Wette Nonsens. Meine gnädigste Frau, unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit gestehe ich ihnen, daß es mir eigentlich ganz egal ist, welcher Gaul gewinnt!“

Ihr, die sie nie an den Rennenunternehmungen ihres Mannes hatte teilnehmen dürfen, die auf den Rennen nur erschienen, weil er es wünschte, weil es in der Gesellschaft Stil war, weil sie alle ihre Bekannten dort traf, ihr war dieses Geständnis aus der Seele gesprochen, und sie sagte freudig:

„Gott sei Dank! Mir auch!“

„Ihnen auch? Ihnen, der Gattin eines Renn . . .“

Er wollte Rennmannes sagen, doch er verbesserte sich noch:

„Rennstallbesitzers?“

Wie er das zögernd und erstaunt aussprach, las er aus ihrer Gebärde, ohne daß sie ein Wort sagte, welche Kluft sie von ihrem Manne trennte. Sie fühlte, daß er es begriff, und es war ihr, als sei er plötzlich Mitwisser geworden des Innersten ihrer Seele. Er ließ den Blick lange auf ihr ruhen, als müsse er sie nun mit anderen Augen betrachten, als habe sie ihm etwas Neues geoffenbart, als sei eine Scheidewand zwischen ihnen gefallen. Dann blieb er an der Brüstung der Loge lehnen, indem er über den Raum vor ihnen und das Geläuf der Bahn hinweg in die Weite hinausstarrte.

„Aber meine gnädigste Frau, wo bleiben Sie denn nun? Wir haben Sie gesucht wie eine Stecknadel.“

„Ich bin in der Loge geblieben, Herr von Lindstedt!“

Der Regierungsrat machte ein erstauntes Gesicht, und Graf Stassingk erklärte, als müsse er Maria da Caza zu Hilfe kommen:

„Die Herren waren alle da, um zu gratulieren!“

Sie dankte durch einen kurzen Blick. Die Glocke tönte — das neue Rennen hatte begonnen.

Ziemlich geschlossen kam das ganze Feld bunter Uniformen und Dreß, eine leichte Staubwolke hinter sich lassend, an den Tribünensprung heran. Die Tiere suchten den Absprung oder galoppierten einfach darüber hinweg. Beim Landen jenseits drohte ein kleiner, brauner Hengst mit breiter Laterne auf die Knie zu kommen. Sein Reiter aber brachte ihn wieder auf die Beine.

„Das ist Herr von Remer!“ sagte unwillkürlich der Maler, und Graf Stassingk, der sich ihm kurz bekannt gemacht, und als auch er nun in die Loge getreten, antwortete nach einem Blick ins Programm:

„Der Hengst gehört Herrn da Caza.“

Da der Regierungsrat jedoch eben einen anderen Gaul der in der Front lag und von Mister Easby im schwarzen Dreß gesteuert wurde, als Cazasches Pferd bezeichnet hatte, so wurde Peter Stöckl irre, bis ihm Stassingk erklärte, der Cazasche Stall sei doppelt vertreten. Um einmal ein Wort mit Maria da Caza zu sprechen, beugte sich der Maler vor zu ihr:

„Welches Ihrer Pferde soll denn gewinnen, gnädige Frau?“

Sie lächelte, indem sie mit dem Opernglase das Rennen verfolgte, und antwortete langsam Wort für Wort, mehr für Stassingk berechnet als für Peter Stöckl:

„Was weiß ich? Aber wohl Mister Easby, denn der arme, kleine Herr von Remer erhält immer das, was Mister Easby nicht reiten mag. Uebrigens — wirklich — woher soll

ich etwas davon wissen? Mit meinem Mann spreche ich nicht über Geschäfte, Mister Easby versteht kein Deutsch, und ich, zu meiner Schande muß ichs sagen, kein Englisch, und Herr von Remer spricht so wenig und das Reden wird ihm so sauer, daß ich ihm nie die Anstrengung zumute . . .“

Sie verfolgte wieder den Gang der Steeple-chase, während der Regierungsrat sich dem jungen Diplomaten näherte und leise sagte:

„Da sehen Sie bloß mal an, das ist nun die Frau unseres größten Rennonkels. Und dabei kommen so und soviel Leute immer zu mir und fragen, welchen Tipp sie angegeben hätte, denn die müßte es doch wissen!“

Graf Stassingk hörte ihm ruhig zu, ohne ungeduldig zu werden, wie es sonst immer die Leute taten, wenn man ihnen während des Rennens etwas erzählte. Herr von Lindstedt, dem im Grunde genommen die Ereignisse auf der Bahn nur ein Zerstreuungsinteresse abgewannen, benutzte die Gelegenheit, um weiterzusprechen:

„Was sagen Sie denn übrigens zu Maria da Caza? Schöne Person, was? Und Rasse liegt darin. Wenn die einen andern Mann hätte? Gescheit ist sie auch. Aber diese Rennonkels sind eben doch eigentlich höllisch oberflächliche Kerle. Die müßte wirklich einen Mann von Geist und von Welt haben. Die möchte ich mal in Paris sehen, da würden gleich unsere Beziehungen zu Frankreich andere. Fragen Sie mal 'rum. Was die für Eindruck macht. Beliebt ist sie überall. Wissen Sie, wie ich auf unserem Ball sagte, Maria da Caza tanzt! Alle finden das selbstverständlich! Da sollten Sie mal sehen, wenn man das von einer anderen sagen wollte, wie die Damen da loskeifen würden!“

Graf Stassingk fragte mit gedämpfter Stimme:

„So ist Frau da Caza wirklich so beliebt?“

„Ueberall. Aber wissen Sie, was das Geheimnis ihres Erfolges ist: sie ist zuvorkommend gegen jedermann und redet nicht bloß mit den Herren, wie so viele schöne Frauen, die dadurch bei ihrem eigenen Geschlecht unbeliebt werden. Sie spricht mit allen. Das ist aber auch kein Wunder . . . eh . . . eh . . . eh . . .“

Er lächelte überlegen vor sich hin, blinzelte, kniff die Augen eins um das andere zu.

„Nun?“ entgegnete mit erwachendem Interesse der junge Diplomat. Er wußte, daß der Regierungsrat nur die nötige Spannung für einen seiner Sätze hervorbringen wollte, den er wahrscheinlich, da er ihn eben gefunden, heute noch einem Dutzend Menschen so ganz beiläufig mitteilen würde. Herr von Lindstedt fuhr fort:

„Das kommt daher: sie ist im Grunde ihres Herzens — herzlos. Kalt wie eine Hundeschauze — notabene wenn der Hund gesund ist — eh — eh — eh — Sie läßt sich wohl von den Leuten feiern, aber haben Sie ja bemerkt, daß sie entgegenkommend wäre? Das tut sie nicht einmal gegen ihren Mann! Gegen den vielleicht sogar am allerwenigsten . . . Ja, ja, das . . . das . . . als Psychologe . . . merkt man das. Und hören Sie . . .“

„Oh!“ rief da ganz laut die Gräfin Selbotten und im selben Atem fast lief ein allgemeines „Oh“ über das Publikum. Einzelne erhoben sich von den Stühlen. Unten auf dem Kies vor der Tribüne eilten ein paar Leute der Bahn zu.

Der Regierungsrat fürchtete, irgend einen schweren Sturz verpaßt zu haben, trippelte unruhig hin und her und fragte, indem er sich den kurzen, dicken Hals fast ausrenkte, um besser zu sehen:

„Donnerwetter, was ist denn los!“

„Einer ist heruntergefallen!“ meinte lachend Peter Stöckl doch ein Rennbesucher hinter der Loge verbesserte, empört über die unfachmännische Ausdrucksweise des jungen

Künstlers:

„Jestürzt! Jestürzt is er! Remer liegt!“

Einen Augenblick später sah man einen ledigen Gaul dem Felde über die Hindernisse folgen.

„Er ist auf! Da ist ja Herr von Remer! — tröstete Gräfin Selbotten, die durch einen Krimstecher den Offizier erblickte, wie er sich den Staub vom Waffenrock wischte und mißmutig zu Fuß den Heimweg zur Tribüne antrat.

Auf kurze Zeit blickte man nun allgemein in der Nachbarschaft nach der Cazaschen Loge, unwillkürlich im Gefühl der Neugierde, zu sehen, was für ein Gesicht Maria da Caza mache, denn die größte Mehrzahl der ständigen Rennbesucher wußte, wer sie war. Doch auch nicht ein Zug ihres Antlitzes war zu entdecken, der so oder so hätte gedeutet werden können. Als ob gar nichts geschehen sei, verfolgte sie mit dem Glase die nun schon allmählich dem Ziele zustrebenden Pferde.

Das Feld hatte sich mehr auseinander gezogen, und als die Reiter in die Gewinnseite einbogen, leuchtete vorn ein roter Attila, aber schon nach dem letzten Sprung schob sich der schwarze Dreß des Mister Easby vor und entfernte sich immer weiter von den übrigen, die, mehr oder weniger ausgepumpt, vergebliche Anstrengungen machten, ihm den Sieg zu entreißen.

„Was ist das?“ fragte einer und jemand las aus dem Programm ab:

„Nummer vier: Herrn da Cazas Fuchsstute Libelle von Jodocus aus der Lanzette.“

Wieder hatte sich das Publikum erhoben und machte seine Bemerkungen. Einzelne feuerten an, andere wurden unwillig, einer rief laut Bravo. Die verlierenden Wetter schimpften, machten lange Gesichter oder ertrugen ihren Verlust mit Gleichmut. Ein Dicker schrie, als verkündigte er eine Weisheit:

„Libelle machts! Libelle machts!“ und irgend jemand aus der Menge heraus antwortete erstaunt laut:

„Ach nee!“

Mister Easby stemmte die Fäuste zu Seiten des Widerists auf und ließ seine Stute ruhig auskantern, ohne sich umzublicken. Die schwarze Seidenkappe, die er über die Ohren gezogen, verbarg fast seinen ganzen Kopf, der Dreß hauchte, die weißen Hosen standen steif ab, als wären sie mit Luft aufgeblasen. Unangefochten ging er durchs Ziel, der rote Husar folgte als zweiter in weitem Abstand, und da es zu keinem Endkampfe gekommen, ließ die allgemeine Spannung sofort nach, und die Tribüne entleerte sich.

Diesmal wünschte man Maria da Caza nicht Glück, weil das Gerücht sich sofort verbreitete, Mister Easby habe eine Flagge umgeritten und es werde Protest eingelegt werden. Graf Stassingk sagte zu Maria da Caza:

„Der schwarze Dreß ist riesig chik!“

„Finden Sie?“

„Ja, so einfach, unauffällig, vornehm!“

Die Bemerkung freute sie:

„Ich habe ihn ausgesucht. Meine einzige Tätigkeit am ganzen Rennbetriebe meines Mannes.“

Dann brach die Gesellschaft auf. Der Maler mit Frau von Lindstedt, der Regierungsrat mit Gräfin Selbotten. Maria da Caza und Graf Stassingk folgten. Sie blieben vorn an der Tribüne, bis sich die Menge am Tolisator etwas verlaufen hatte.

Befehlen Sie irgend eine Erfrischung, gnädige Frau? Wollen wir zum Restaurant gehen? — fragte der junge Diplomat, indem er neben ihr her schritt. Sie dankte und dabei fanden sich wieder ihre Augen, und es war ihr, als ob die seinen anders blickten denn sonst. Es war ihr, als ob sie nicht in leichtfertiger Fröhlichkeit glänzten, als läge ein tieferes Gefühl in ihnen, ein wärmeres, stetes Licht. Sie

fragte ihn, einer Umgebung folgend:

„Wollen Sie nach dem Rennen bei uns essen, Graf Stassingk?“

Da verfiel er wieder in seinen liebenswürdigen, einschmelzenden Ton, ganz anders als im Augenblick zuvor:

„Meine gnädigste Frau, das tut mir aber wirklich aufrichtig leid. Es wäre ja reizend gewesen und ich wäre so gern gekommen, wenn ich nicht unglücklicherweise schon versagt wäre. Hätte ich das doch eine halbe Stunde früher gewußt! Erst vorhin bin ich eingeladen worden, und ich kann nun unmöglich wieder absagen! Nein, wenn ich das doch bloß geahnt hätte! Es ist wirklich zu schade!“

Der Ton der Gesellschaft, der oberflächlichen Redensart, der allgemeinen Liebenswürdigkeit berührte sie kalt. Sie sprang sofort ab, nahm eine gleichgültige Miene an und sagte:

Aber bitte, mein Gott, so kommen sie eben ein andermal. Es muß ja nicht heute sein. Es fiel mir bloß so ein.

„Ich bin aber unglücklich, gnädige Frau . . .“

„Ein andermal . . .“

Es kam ihr sehr gelegen, daß eben Rittmeister Hendrich erschien und geradewegs auf sie zusteuerte. Er drückte Stassingk flüchtig die Hand, da er Eile zu haben schien:

„Gnädige Frau, Ihr Gatte läßt Ihnen sagen, das letzte Rennen . . .“

„Ist das nächste?“ fragte sie. Der Rittmeister meinte ganz entsetzt:

„Aber nein, es sind noch drei, dann kommt es erst. Also letzte Rennen würde leider, soweit sich bis jetzt übersehen ließe, ein Walk-over — also ein Gaul geht allein für den Preis über die Bahn. Da fragt er an, ob es Ihnen recht wäre, wenn wir sofort nach dem vorletzten Rennen fortführen?“

Sie lächelte und sagte hastig:

Je eher desto lieber. Ich langweile mich so wie so.

Wie ihr das Wort entschlüpfte, war es ihr auch schon leid, denn es schien, als habe Graf Stassingk es auf sich bezogen. Die anderen: Gräfin Selbotten, Lindstedts und der Maler waren herantreten, um von Rittmeister Hendrich zu erfahren, wie es mit dem Protest stünde. Ein paar Neugierige kamen hinzu, die gleichfalls die Nachricht mit Sicherheit haben wollten, da der Rittmeister eine bekannte Persönlichkeit auf dem grünen Rasen war. Man erfuhr, daß der Sieg des Mister Easby zwar hatte beanstandet werden sollen, jedoch in der Tat nicht beanstandet worden war. So hatten die da Cazaschen Farben die beiden ersten Rennen davongetragen.

Maria da Caza war von Graf Stassingk abgekommen und blickte sich absichtlich nicht nach ihm um. Als sie aber nun mit der übrigen Gesellschaft zum Beginn des dritten Rennens nach ihrer Loge schritt, war er verschwunden. Enttäuscht spähte sie nach ihm — er war gegangen, und sie vermochte ihn auch während des Aufgalopps der Jockeys nicht wiederzufinden. Das ganze Rennen ließ sie gleichgültig. Sie nahm wohl ihr Glas ans Auge, aber sie richtete es nicht einmal nach den Pferden, die in rasendem Tempo ihren Weg zurücklegten, sondern schaute gleichgültig nach dem zweiten Platz drüben, wo eine dichte Menschenmenge von der Seite aus den Vorgängen auf der Bahn folgte. Ab und zu schlugen die Laute ans Ohr, die sich immer zu wiederholen pflegten als Ausdruck von Spannung, Teilnahme, Aerger, Erstaunen, Mitleid, Erschrecken. Sie achtete nicht darauf und die Bemerkung ihrer Begleiter in der Loge beantwortete sie nur durch ein Nicken oder Schütteln mit dem Kopfe.

Als das Rennen zu Ende war, ging sie sofort mit den anderen am Tolisator vorbei nach dem Sattelplatz. Das große Herbstjagdrennen sollte als nächste Nummer gelaufen werden, und wieder waren die Cazaschen Farben vertreten. Graf Selbotten erzählte es, der gekommen war, um seiner

Frau einmal das Treiben auf dem Sattelplatz zu zeigen.

Sie wandte sich durch das Gedränge am Tolisator, wo Geld ausgezahlt, Wetten abgeschlossen, Nachrichten eingezogen wurden, die Wettmaschinen jedoch sich noch nicht in Gang befanden, denn die Nummern der startenden Pferde waren noch nicht aufgezogen.

„Ich bin immer froh, wenn ich hier vorüber bin!“ sagte die kleine Selbotten. Ihr Mann lächelte und antwortete halb zu seiner Frau, halb zu Maria da Caza gewandt:

„Auf dem Sattelplatz wirds besser!“ Nicht wahr, gnädige Frau?

Die Gräfin hing sich an seinen Arm. Maria da Caza hatte nicht darauf gehört. Zerstreut schritt sie nebenher. Sie war mit sich selbst unzufrieden, denn sie hatte durch ihre gereizte Bemerkung Stassingk verschreckt. Und ihre unangenehme Stimmung wuchs, als sie ihn auf dem Sattelplatz unter einer Gruppe von Herren und Damen stehen sah, die sie nicht kannte: einige Offiziere aus Potsdam mit ihren Damen. Ein paar Schwestern, schlanke Mädchengestalten, überaus einfach gekleidet, eine junge Frau am Arme ihres Mannes, häßlich, ungünstig angezogen, von einer erschreckenden Magerkeit. Alle nichts weniger als elegant und doch besonders, doch vornehm auf den ersten Blick.

Graf Stassingk sprach mit dieser und jener und sie lachten und freuten sich. Sie nahm aber ein bitteres Gefühl so gefangen, daß sie ihre Begleiter fortdrängte. Sie wollte sich gar nicht in seiner Nähe zeigen, damit er nicht etwa auf den Gedanken käme, sie näherte sich ihm.

Während sie nun dem Satteln und Aufsitzen zusahen, fuhr ihr der Gedanke durch den Sinn, wie sie dazu käme, sich mit Graf Stassingk fortwährend zu beschäftigen. Sie redete sich ein, es läge ihr nur daran, ihn als angenehmen Gesellschafter zu haben, und sich ihn gewinnen, damit die anderen wie jene Prinzessin Löwengard sähen, daß er sich gerade um sie am meisten bekümmere.

Da kam die Prinzessin mit dem Herzog und der Herzogin von Ortenburg. Ein paar Schritt von ihnen stellten sie sich auf, um die Pferde und Reiter, die bis zum Glockenzeichen auf dem Rasen an der Hand der Stallburschen einen Zirkel angelegt, an sich vorbeigehen zu lassen.

Der Regierungsrat grüßte die Prinzessin, die leicht dankte, während das herzogliche Paar nur herübersah. Sie kannten Lindstedts nicht, und Maria da Caza nicht die Prinzessin Löwengard. Auf dem Ball hatten sie sich gegenseitig einander nicht genähert. Frau da Caza meinte als Frau dem Mädchen gegenüber dazu keine Veranlassung zu haben. Die Prinzessin fand vielleicht, daß die Gattin des Rennstallbesitzers da Caza den ersten Schritt zu tun hätte.

Mister Easby und Leutnant von Remer waren wieder für den Cazaschen Stall im Sattel. Als sich der kleine englische Herrenreiter näherte in seinem schwarzen Dreß, nachlässig auf dem geführten braunen Wallach hängend, rief er Maria da Caza schon von weitem auf Englisch etwas zu. Sie verstand nicht und winkte nur freundlich, was er als Antwort annahm.

Der Herzog von Ortenburg, ein norddeutscher, blondler Hüne, mit einem Glase an der Schnur, in langen, schwarzem Gehrock und hoher, dicker, verschlungener Krawatte nach der Mode von 1830, ein Mann, der den Eindruck machte, als sähe er über alles hinweg, was nicht mindestens einen Meter neunzig hoch sei, rief eben den kleinen Remer an:

„Herr von Remer, das ist?“

„Rhubarbe, Durchlaucht!“

Als der Offizier ein paar Schritte weiter, an Maria da Caza vorbeikam, raffte er sich einmal aus seiner Schweigsamkeit auf und entschuldigte sich:

„Ich bin noch nicht an die Loge gekommen, weil ich bis jetzt immer zu tun hatte, gnädige Frau.“

Bei den letzten Worten mußte er sich umwenden, denn seine braune Stute Rhubarbe war mit ihrem langausgreifenden, lässigen Vollblüterschritt bereits vorüber, und die Pferde wurden schon davongeführt, um auf das Geläuf gelassen zu werden. Als Leutnant von Remer sich an Maria da Caza gewendet, hatten sich die Blicke auf sie gerichtet. Sie fühlte, wie die Herzogin sie durch die Lorgnette betrachtete, und bemerkte, daß Graf Stassingk, der eben neben die große, trotz ihrer vierzig Jahre noch hübsche Dame trat, offenbar nach ihr zu fragen schien.

Maria da Caza nahm Gräfin Selbottens Arm:

„Es ist Zeit, sonst verpassen wir noch den Aufgalopp.“
„Der ist Dir ja ganz gleich, Maria!“ antwortete heiter die kleine Freundin, und jene entgegnete, während sie eilig davongingen:

„Man muß doch auch einmal so tun, als interessiere man sich dafür!“

Das große Herbstjagdrennen war das Ereignis des Tages. Vor der Tribüne stand ein mächtiger Silberhumpen in getriebener Arbeit als Ehrenpreis für den siegenden Reiter, und die Menge drängte sich um das Schaustück. Die sieben startenden Pferde kanterten vorüber. Lauter Offiziere ritten: der rote Husar von vorhin, ein Kürassier, zwei Dragoner und ein sächsischer Ulan, dessen weiße Mütze neben der des Kürassiers leuchtete. Den Beschluß bildete der Cazasche Stall: Mister Easby auf dem braunen Wallach Flush und Leutnant von Remer auf der Rhubarbe. Ein falscher Start durch Fortbrechen des Cazaschen Wallachs verzögerte den Beginn. Endlich fiel die Flagge des Starters und die Glocke klang. Flush hatte sich sofort wieder an die Spitze gemacht und führte über die Tribünensprünge, obgleich Mister Easby nach Kräften zu bremsen versuchte. Es ging im Bogen herum und ohne Unfall über den „Karlsborster Sprung“. Dort fiel Flush zurück, sein Reiter schien ihn in die Hand bekommen zu haben.

Die Sonne, die sich eine Zeitlang versteckt gehalten, strahlte plötzlich hell aus den Wolken, so daß es ein farbenfrisches Bild gab. Man sah die beiden weißen Mützen leuchten und den roten Schimmer des Attila, die blauen Waffenröcke der Dragoner, nur nicht Mister Easby.

„Eisbein fehlt!“ rief ein dicker Berliner vom Aussehen eines Fleischers. Ein paar lachten über die Uebersetzung des englischen Namens, doch der Regierungsrat sagte energisch:

„Da ist er ja!“

Bei diesem Rennen war Rittmeister Hendrich in der Loge, und er verkündete erschrocken, weil er auf den Cazaschen Stall gewettet:

„Easby hält an. Donnerwetter nochmal. Hält an. Der Schinder schot ja. Da scheint wahrhaftig . . . die ollen Pedale haben mal wieder nachgelassen.“

Eine Dame in der Nebenloge, die im Tattersall ritt und zu jedem Rennen erschien, doch nicht zum Turf gehörte, erklärte in affektiertem Englisch:

„Broken down!“

Flush war wirklich ausgeschieden. Mister Easby saß sogar ab und führte sein Pferd an der Hand.

Maria da Caza verzog keine Miene. So viel wußte sie, daß Flush einer der besten Steepler ihres Mannes war, doch er hatte ja so viele andere, der Schluß der Saison stand vor der Tür und er besaß so viel Geld! So unglaublich viel Geld! Was machte es! Nur um das Rennen tat es ihr einen Augenblick leid. Zum erstenmal fast wünschte sie glühend einen Sieg. Dann würde drüben bei Ortenburgs von ihnen gesprochen werden.

Inzwischen hatten sich die sechs anderen schon weit entfernt. Das Feld lag weit auseinander: die Entfernung war bedeutend, denn das große Herbstjagdrennen ging über sechstausend Meter. Der kleine Remer hielt sich tapfer

auf dem dritten Platz, aber die beiden weißen Mützen vor ihm schien er doch nicht mehr erreichen zu können, und es sah bis zur Einlaufhürde aus, als würden sie das Rennen allein unter sich ausmachen. Da flatterte der Fuchs des Kürassiers am letzten Hindernis, sprang schief und verlor dadurch einige Längen. Er hatte den Ulan im Sprunge gestört, der verhalten mußte, um ihn nicht anzureiten. Das kam Leutnant von Remer zugute: es gelang ihm, seine Gegner einzuholen und ihnen sogar ein paar Längen Vorsprung abzugewinnen. Dann entspann sich ein erbitterter Endkampf zwischen den dreien. Die weißen Mützen rückten von Sprung zu Sprung wieder näher, aber Rhubarbe hielt sich tapfer und streckte sich, der Aufforderung ihres Reiters folgend, soviel sie konnte.

Eine gewaltige Aufregung hatte das Publikum ergriffen. Alles war von den Plätzen aufgestanden, sogar die Damen hatten sich erhoben. Man rief, schrie, fluchte, lachte, höhnte, feuerte an, stärker denn je zuvor.

„Vorwärts!“ vorwärts, go on! go on!“ schrie man dem zweiten und dritten zu. „Rhubarbe! Remer! Feste! Los! Remer! Druf! Hurra! Bravo! Nicht nachlassen.“ dem jungen Offizier, der noch der erste war. Doch immer näher schoben sich beide weißen Mützen. Mit jedem Strecken ihrer Pferde gewannen sie etwas an Boden. Der kleine Remer blickte sich nicht nach ihnen um: er ritt auf Tod und Leben, und vier Pferdelängen vor dem Ziel setzte er noch einmal alle Kraft des treibenden Gesäßes ein und schoß mit einem Ruck als erster durchs Ziel, während die anderen im toten Rennen auf dem zweiten Platze endigten.

Ein endloser Jubel erscholl, lautes Bravorufen, Siegesgeheul der Gewinnenden und ärgerliches Schimpfen derer, denen ihre Wette mißglückt. Der Cazasche Stall hatte das dritte Rennen am Tage gelandet.

Maria da Caza stand aufrecht in ihrer Loge, umbraust von der Aufregung von dem Rufen, Schreien, Toben. Diesmal war sie selbst mit erregt geworden, und von der Anspannung der Nerven war ihr eine leichte Blutwelle ins Gesicht geflutet. Jetzt freute sie sich über den Sieg, eine Regung von Stolz auf die Leistungen ihres Mannes im Sport ließ ihr das Herz pochen.

Diesmal blieb man auf der Tribüne, in den Logen, in der Nähe des großen, vorn auf einem Tisch angestellten Silberhumpens, um die Ueberreichung des Ehrenpreises an den jungen Sieger zu sehen. Erwartungsvoll harrete die Menge am Platz, bis der kleine Leutnant von Remer kam, wie er eben vom Pferde, von der Wage gestiegen, bestaunt und beschmutzt vom weiten Ritt, mit aufgeschlagenen Waffenrockschößen, ein Gummiband an der Mütze, die Reitpeitsche in der Hand. Als er den Preis in Empfang genommen, rief man dreimal Bravo! und der junge Offizier nahm seinen Humpen, den er kaum schleppen konnte, unter den Arm.

Von allen Seiten streckten sich ihm Glückwunschhände entgegen und man wollte das Prunkstück besehen, das er gewonnen hatte. Er ward so umdrängt, daß er sich in die Cazasche Loge flüchten mußte, wohin ihn Herr da Caza geleitete. Strahlend hielt er Maria da Caza seinen Humpen entgegen:

„Mein erster Sieg, gnädige Frau!“

Sie wünschte ihm Glück, während immer noch das Publikum dichtgedrängt die Loge umstand, und er zog ihre Hand an seine Lippen.

Maria da Caza wandte unwillkürlich den Blick zur Loge des Herzogs von Ortenburg. Die Herzogin schaute durch ihre Lorgnette herüber, daneben stand die Gruppe der Potsdamer Offiziere und Damen und hinter ihnen Graf Stassingk, der mit seinen hübschen, blauen Augen die stolze Frau ansah, groß und verzehrend, als wollte er sagen:

„Schön bist Du, Maria da Caza!“

IV.

Wieder strich Tag um Tag dahin, ohne daß Maria da Caza Graf Stassingk sah. Sie ritt im Tiergarten und traf ihn nicht, dann, als das Wetter schlecht ward und die Wege durchweicht, im Tattersall, wo er ein Pferd stehen hatte — er war nicht da. Wenn sie ausfuhr, spähte sie vergebens nach ihm, im Theater erblickte sie ihn nicht. Er fehlte im Zirkus, zeigte sich nicht in den Ausstellungen und war nicht in der Gesellschaft, wenn die da Caza ausgebeten waren. Ein Wohltätigkeitsbazar fand im alten Reichstagsgebäude statt — er fehlte.

Dennoch mußte es nur Zufall sein, daß sie ihn nicht sah, denn sie hörte immer hier und da von ihm erzählen. Frau von Lindstedt sagte geradezu:

„Warum waren Sie nicht nur im Bazar, gnädige Frau? Es war zu nett!“

„Ich war da.“

„Wann denn?“

„Nachmittags.“

Der Regierungsrat meinte schmunzelnd:

„Ja so! Sie hätten früh kommen sollen. Der Stassingk war wieder losgelassen. An allen Tischen hat er herumgestanden, allen Damen was Nettes gesagt, unseren jungen Mädchen die Köpfe verdreht und nicht für — fünfzig Pfennige gekauft. Und beim Bazar ist es doch eigentlich den Damen das Liebste, damit sie recht viel abliefern können. Aber alles schwärmte nachher von ihm. 's ist wirklich ein Hauptkerl.“

Dann kam Herr da Caza einmal in ihr weißes Boudoir:

„Maria, wir haben verschiedene Verpflichtungen. Paßt es dir, wenn wir zu Sonnabend einladen? Da ist nichts los, soviel ich weiß. Ich dachte an ein Diner von zwanzig bis vierundzwanzig Personen. Vor allem müssen wir Graf Stassingk bitten.“

Sie richtete sich von der Chaiselongue auf, legte ihr Buch beiseite und gähnte. Dann sagte sie:

„Ich bin einverstanden!“

„Neulich forderte ich ihn auf im Klub,“ aber er fuhr den Abend fort. Er ist bis Freitagabend verreist, sagte er. Eben deshalb dachte ich an Sonnabend!“

Maria da Caza beunruhigte es, daß er fort war. Wohin? wollte sie wissen, und doch wieder war es ihr ein Trost, nun bis zum Sonnabend Gewißheit zu haben, daß sie ihn nicht sehen könnte. So war er wenigstens bestimmt nicht bei der Prinzessin. Aber dann fiel ihr wieder ein, daß Stassingk sie doch eigentlich gar nichts anging. Sie lachte sich aus, als sie im nächsten Augenblick wieder an ihn dachte, doch sie gestand sich ein, daß etwas sie zu ihm zog, das ihr bisher fern gewesen.

Neben ihrem Manne lebte sie nahezu fremd, seit Jahren schon, doch sie empfand es nicht sehr. Es genügte ihr, zu glänzen, Erfolge zu haben, bewundert und umschwärmt zu werden. Die Stellung, die sie sich durch ihre Schönheit, ihren Liebreiz geschaffen, war ihr ganzer Ehrgeiz gewesen, und das sich zu erhalten, vielleicht noch zu verbessern, ihr einziges Sinnen.

Nun war Ruhe eingekehrt. Sie ging ihrem gewöhnlichen Lebenslaufe nach: sie schlief bis zehn Uhr, dann kleidete sie sich nach dem Bade an und fuhr in den Tattersall, um dort eine Stunde zu reiten. Ein Begleiter fand sich immer. Nachmittags, nach dem Lunch machte sie Besuche, fuhr spazieren und nach dem Diner ging es ins Theater oder sie waren ausgebeten. Ein ruhiger Tag kam fast nie, und wenn Herr da Caza den Klub aufsuchte, so sagte sie sich irgendwo an oder traf eine Verabredung.

Aber diesen Lebenslauf kannte sie nun aus dem Grunde, und wenn sie es sich recht überlegte, so war er doch eigentlich trostlos, denn am Montag schon wußte sie, was nun die ganze Woche hindurch kommen würde, als ob es

ein vorgezeichnetes Programm wäre, das man erfüllen mußte, ob man wollte oder nicht. Einen Zweck hatte es nicht, ein Ziel fehlte.

Nun gab es plötzlich ein Ziel. Die Herren ihrer Bekanntschaft huldigten ihr alle, es klang immer lauter oder leiser aus ihren Worten, wie schön sie sei. Daß die Leute, wenn sie ritt, fuhr, ging, wenn sie in Gesellschaft war, im Theater, wo sie sich zeigte, nach ihr fragten, nach ihr sahen — das war ihr schon gewohnt und gleichgültig geworden. Nun aber trat in ihren Kreis Stassingk, der allen Frauen zu gefallen schien, und dem, wie sie sich mit flüchtigem Unbehagen sagte, auch alle Frauen gefielen. Dieser Stassingk, der noch dazu mit der Prinzessin Löwengard geradezu zusammen genannt wurde. Das war ihr Ziel.

Sie wollte diese Prinzessin schlagen und verdrängen, diese dickliche Prinzessin, die es nicht der Mühe wert hielt, sich ihr zu nähern, die doch schon Frau gewesen, als jene den ersten Mädchenschritt in die Gesellschaft getan, die in den Kreisen eingeschlossen schien, die sich um die Caza nicht kümmerten. Sie wollte die anderen Damen schlagen, die alle ihrer Schönheit doch nicht das Wasser reichten.

Graf Stassingk sollte bei ihnen verkehren wie die anderen, die sich einfach ansagten, wenn es ihnen paßte, wie Rittmeister Hendrich und sie alle, die sich in ihre Loge setzten, mit ihr ritten, die sie begleiteten und umgaben, die einen Platz auf der Caza'schen Coach verzogen, vor einem solchen auf dem Viererzuge des Herzogs von Ortenburg. Graf Stassingk sollte in ihr Lager übergehen.

Zu dem Diner gab sich Maria da Caza besondere Mühe. Sie, die sonst dem Haushofmeister das meiste überließ, ordnete diesmal alles selbst an. Sie wog mit dem Koch genau das Menü ab, daß es etwas Außerordentliches wäre an Auswahl und Zubereitung, und doch bis zu einem gewissen Grade einfach. Das Diner sollte besser sein, als man es irgendwo nur nicht zu viel, damit es nicht eine protzige Art gewönne und man sagen könne, es sei keine Kunst, denn mit Geld wäre eben alles zu machen.

Im Zimmer ihres Mannes fand sie auf einem Seitentischchen, das, bei Lampenbeleuchtung zumal, ziemlich im Schatten stand, eine Ztürkische Decke, die ihr nicht gefiel. Sie dachte daran, daß Graf Stassingk, der doch eben erst aus dem Orient zurückgekehrt, verwöhnt sein würde in seinem Geschmack, und sie ging in die Orientbazare, um dort eine Stickerei zu suchen, wie sie einzig wäre in ihrer Art. Dann erstand sie eine kleine, von Künstlerhand entworfene Decke, die ihr Peter Stöckl aus dem Atelier eines Freundes vermittelt hatte, um eine bedeutende Summe.

Herr da Caza war ganz erstaunt über die Veränderung, da seine Frau sich sonst kaum in sein Zimmer verirrt, in dem in prachtvoller Ausstattung von persischen Diwans, Teppichen, orientalischen Waffen und Pferdebildern der verschiedensten Art als einzig Gedrucktes die Sportzeitungen zu finden waren und die letzten Jahrgänge des englischen wie des deutschen Rennkalenders.

Maria da Caza suchte eigens eine Toilette aus, die ihrer Schönheit besondere stand: sie verwarf die reichen, prachtvollen Kleider, die sie besaß, und zog ein glattes, weiches, ausgeschnittenes Gewand an aus viel-or-Seide mit rubinroten Ärmeln. Nicht ein Schmuckstück legte sie an.

Um acht Uhr war das Diner. Eine Viertelstunde vorher saß sie im Salon in ihrer schmucklosen, stolzen, einfachen Schönheit. Herr da Caza im Frack und weißer Weste, mit einem roten Ordensbändchen im Knopfloch, ging unruhig auf und ab. Ehe die Gesellschaft kam, war er immer so.

Zuerst erschien Rittmeister Hendrich, der als Hausfreund sofort nach dem Tilettenzimmooer des Hausherrn wieder verschwand, um sich die Hände zu waschen. Er hatte sie sich beim Ausseigen aus der Droschke beschmutzt. Dann kamen Selbstottens, und der Graf fragte unter großer Fröhlichkeit

seine Frau:

„Sollen wir helfen Lichter anstecken?“

Die nächsten, aber erst nach fünf Minuten, waren Lindnant von Remer und Rittmeister von Vandelow, ein kleiner Husar mit mächtigem Schnurrbart Attaché Ritter Boljén von Boljéna.

Der Regierungsrat hatte sofort Maria da Caza bewundert. Er schlug die Hände zusammen, musterte sie noch einmal und rief entzückt:

„Nein, nein, nein, nein, meine verehrteste gnädigste Frau, wie Sie wieder einmal aussehen!“ Nein, nein und diese Einfachheit! Nein, nein, nein.

Maria da Caza lachte ihn aus wegen seiner Ueberschwänglichkeit, und er fing eben eine neue Begeisterungshymne an, als die Charriers eintraten. Die Eltern nebst zwei Töchtern, blonde Mädchen, von denen die ältere eine auffallend prächtige Figur besaß, aber unregelmäßige, wenn auch angenehme Züge, die jüngere dagegen klein und unansehnlich war wie ihre Mutter. Dafür hatte sie einen edlen, fast klassischen Kopf, dem sie durch die antike Haartracht noch den richtigen Stil verlieh.

Professor Charrier von der Akademie, ein schlanker Mann mit grauem Patriarchenbart, der das Kunststück fertig gebracht, noch in reiferem Alter zu der Malweise der Jungen überzugehen, hatte eben Maria da Caza die Hand geküßt, als die übrigen Gäste: Baron und Baronin Aspern, Bankier Horn mit Frau, Peter Stöckl, Herr von Nyvenström und Graf Stassingk zugleich eintraten.

In dem allgemeinen Begrüßen und Vorstellen hatte die Frau des Hauses nicht Zeit bei einem einzelnen länger zu verweilen. Sie konnte Graf Stassingk nur die Worte sagen:

„Es freut mich, daß Sie gekommen sind. Wir haben bisher Unglück mit Ihnen gehabt!“

Er neigte sich auf ihre schlanke, schöne Hand:

„Das tut mir aufrichtig leid, gnädige Frau. An mir soll es nicht fehlen. Ich werde kommen, wo und wann Sie befehlen!“

Seine hellen, blauen Augen lachten sie freundlich an, die Antwort hatte allgemein verbindlich geklungen, wie er gegen jede Dame zu sein pflegte, und doch war es ihr, als ob etwas Besonderes darin gelegen, das über die allgemeine Höflichkeit hinausging.

Der Hausmeister meldete das Diner, und Herr da Caza reichte der alten Baronin Aspern den Arm, dann folgten Professor Charrier mit Gräfin Selbotten, Herr Horn mit Fräulein Charrier der Zweiten, Herr von Nyvenström mit Frau von Lindstedt, Graf Selbotten mit Frau Charrier, Graf Stassingk mit Frau Horn, der Regierungsrat mit Fräulein Charrier der Ersten, und am Schluß, vom alten Baron Aspern geführt: Maria da Caza.

Die übrigen Herren folgten einzeln.

Es ging durch mehrere Zimmer, durch eine Gallerie mit Glasdach, wo Gemälde hingen und exotische Pflanzen standen, in den hohen bis zur Decke hinauf in Eiche geschnitzten Speisesaal, der in elektrischem Licht strahlte, in bunten Blumen von den Wänden leuchtend. Die Tafel war mit Orchideen übersät. Eine Schar von Dienern in rotseidenen Escarpins und schwarzen Fräcken mit silbernen Achsel-schnüren rückten die Stühle.

Maria da Caza hatte Stassingk so gesetzt, daß sie ihn bei Tisch schräg gegenüber sehen konnte, zwischen Frau Horn, einer jungen, hübschen Frau, die beim Lachen gern ihre schönen Zähne zeigte, und Rittmeister Hendrich. Als sie sich niederließen, trafen sich ihre Blicke. Sie schien zu fragen: Habe ich recht getan? Deine Nachbarin ist dir doch hübsch genug!

Bald entspann sich ein lebhaftes Gespräch. Auf der einen Seite führte wie gewöhnlich der Regierungsrat das Wort. Er lachte, kolportierte seinen Tageswitz, kniff die Augen

zu, schielte in den kleinen Ausschnitt der schönen Figur des Fräulein Charrier der Ersten und leerte häufig sein Glas. Auf der anderen Seite des Tisches sprach man durcheinander.

Graf Stassingk erzählte mit gedämpfter Stimme etwas der Frau Horn, die noch öfters die Zähne von den Lippen entblößte als sonst, so daß Maria da Caza sich sagte, es müsse amüsant sein, was er redete. Sie freute sich darüber. Er sollte sich unterhalten das erste Mal, da er sich in ihrem Hause befand, und eine Regung von Eifersucht konnte ihr fern bleiben, denn Herr Horn war so eifersüchtig, daß ein ernstliches Hofmachen bei seiner Frau wenig Aussicht auf Dauer bot.

Während Stassingk sprach, ließ er immer einen Blick zur Frau des Hauses hinübergleiten. Sie saß jetzt ruhig da, weil ihre beiden Nachbarn sich gerade nach der andern Seite zu unterhielten: der alte Baron Aspern mit Frau von Lindstedt und Professor Charrier mit Gräfin Selbotten.

Maria da Caza suchte etwas zu verstehen, aber sie konnte nur ab und zu ein Wort auffangen, das Frau Horn sprach, während Graf Stassingk zu leise redete. Sie glaubte aus den Brocken, die sie hörte, zu entnehmen, daß von der Riviera die Rede sei, und deshalb warf sie über den Tisch etwas hin wie eine Frage, ob Horns diesen Winter nach dem Süden gingen.

„Nein, wir können leider nicht, aber Graf Stassingk will gern nach Bordighera, — antwortete die Bankiersfrau. Graf Stassingk fügte hinzu:

„Wenn ich Urlaub kriege!“

Da fühlte Maria da Caza, wie sie erschrak. Er wollte fort? Dann wäre sie allein gewesen? Und sie fragte gedehnt:

„Sie wollen nach Bordighera?“

„Ich möchte schon.“

„Gefällt es Ihnen denn nicht in Berlin?“

„Gewiß, gnädige Frau, mir gefällt es eigentlich überall. Wenigstens hat mir's bisher, wo ich immer war, gefallen!“

Frau Horn warf mit leichter Anspielung ein, weil auch sie von Graf Stassingks plötzlicher Ablösung in Konstantinopel gehört, indem sie die Zähne zeigte und fragend den Kopf hinten überfallen ließ:

„Tut es Ihnen denn aber nie leid fortzugehen? Man hat doch im Laufe der Zeit Freunde gewonnen, von denen einem der Abschied sauer wird?“

Er entgegnete ausweichend:

Dazu muß man eben länger an einem Orte sein, nicht wahr?

„Allerdings . . .“

Doch Maria da Caza stimmte nicht bei, sondern antwortete, indem sie den Worten einen Klang gab, als fordere sie endlich Bestimmtheit:

„Es würde Ihnen jetzt nicht ungelegen kommen, fort zu müssen?“

Er zögerte. Da die Bankiersfrau eben von Graf Selbotten angeredet worden war und die ganze Nachbarschaft sich in angeregter Unterhaltung befand, richtete sich Maria da Caza noch mehr auf, beugte ihre schönen Schultern eine Spur über den Tisch, ließ die Augen auf dem jungen Diplomaten ruhen, als dürfe er einer Antwort nicht ausweichen, und fragte:

„Wenn Sie heute abend zum Beispiel, wenn Sie nach Hause kommen, eine Order vorfinden, die Sie auf einen neuen Posten schickt, irgendwo weit fort, weit . . . ganz weit . . . würde Ihnen das ungelegen kommen?“

Immer noch zögerte er, dann blickte er sich am Tische schnell um. Alles schien in die eigene Unterhaltung vertieft:

„Ich weiß noch nicht! . . .“

(Fortsetzung folgt.)